

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

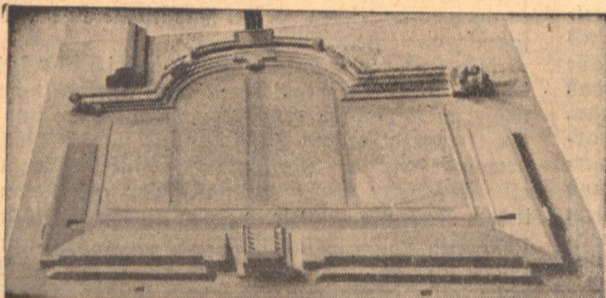
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935

35 (1.9.1935)

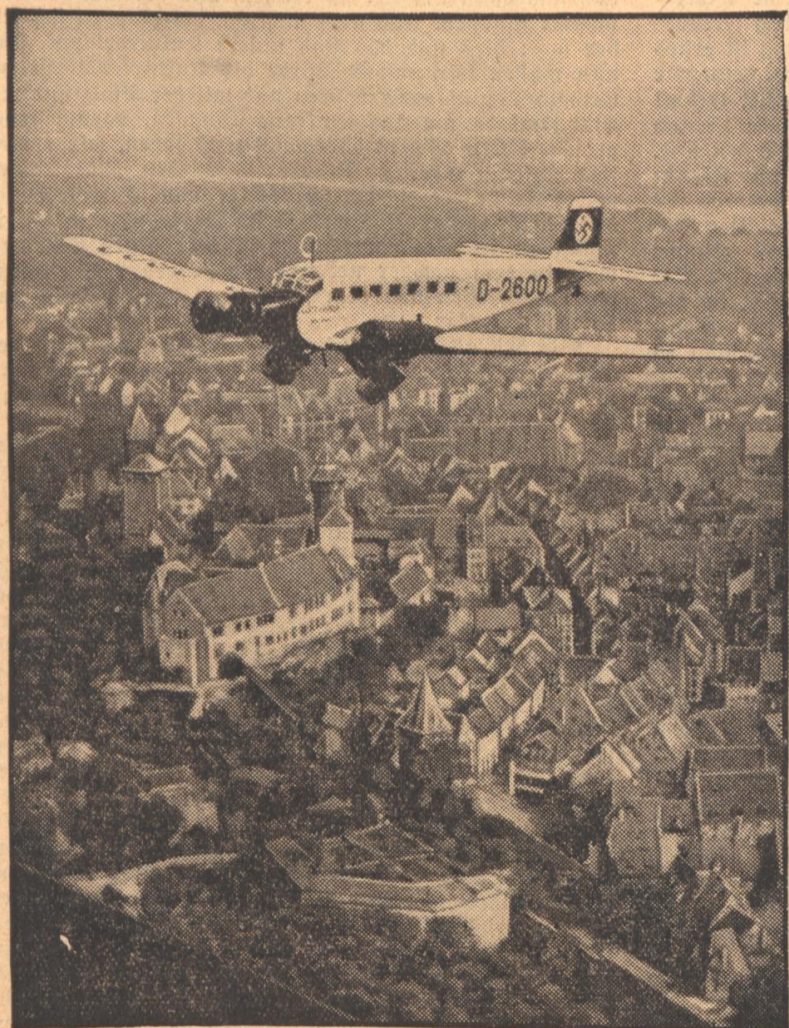
Symbol der Macht

Der Führer hat auf dem Parteitag des vergangenen Jahres 1934 die Reichsparteitage der Bewegung als die „unerlöschliche Kraftquelle des Nationalsozialismus“ bezeichnet. Unvergleichlich in seinem gewaltigen Rhythmus, mitreißend in seiner Eigenart ist das Erleben, das diese Aufmärsche der Hunderttausende stets von

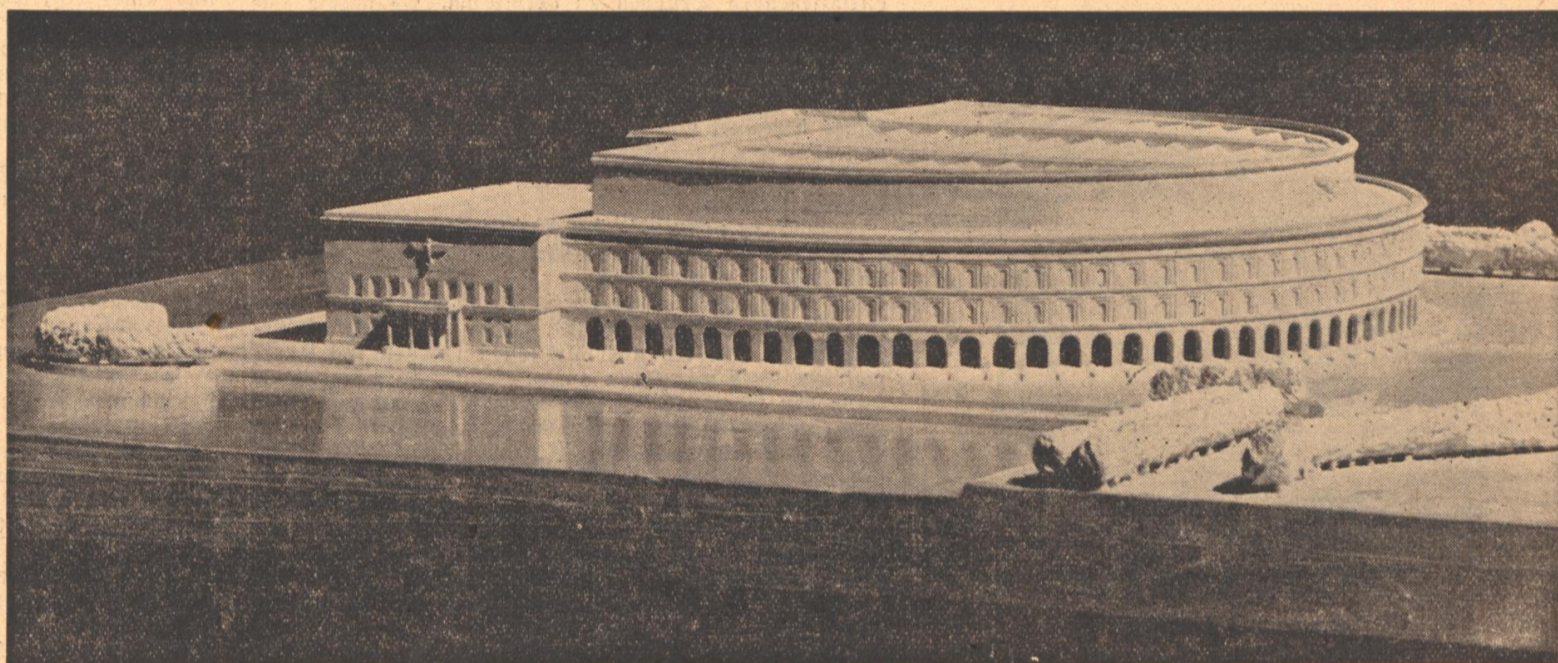


Der Luitpoldstein nach seiner Vollendung 1936.

nenem vermittelt. Die ganze gestaltende Kraft der Bewegung, ihre wunderbare Einheit, ihre Stokkraft und weltanschauliche Geschlossenheit finden vollkommenen Ausdruck während der alljährlichen Festtage in Nürnberg. Die Stadt, die wie keine andere in ihren Mauern das Bild blühender, mittelalterlicher Stadtkultur erhalten hat, des „Deutschen Reiches Schaftkältlein“ ist so gleichzeitig zu der Stadt geworden, die als „Stadt der Reichsparteitage“ künftig auch die große Brücke zur lebendigsten deutschen Gegenwart schlagen wird. Nach Jahrtausenden noch werden die Bauten des Mittelalters und die gewaltigen Monumentalbauten des Dritten Reiches Zeugnis ablegen von deutscher Kultur, deutschem Lebenswillen, werden einen überzeugenden Eindruck vermitteln von der gigantischen Größe der Volksbewegung, die in unseren Tagen Deutschland, das Reich, aus dem Versinken emporrück zu neuer einzigartiger Machtentfaltung. Neben den Patrizierhäusern des 15. und 16. Jahrhunderts, neben den hochragenden,



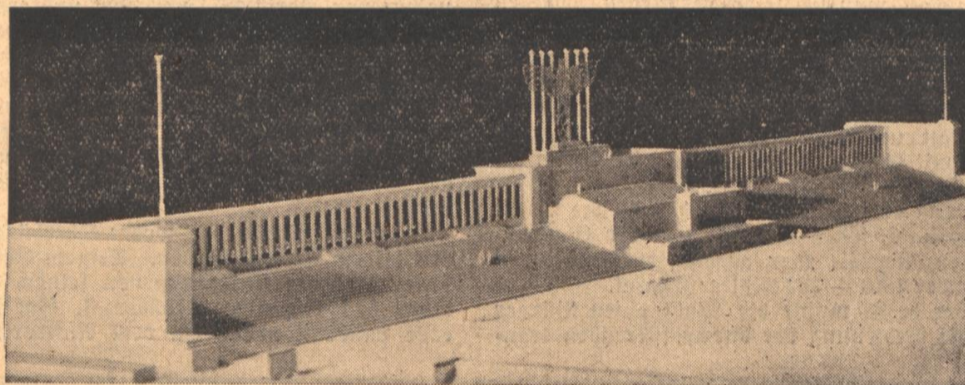
Das Flugzeug des Führers über der alten Kaiserburg von Nürnberg



Der gewaltige Kongreßbau in Nürnberg

gotischen mittelalterlichen Kirchen werden die Bauten der Partei als Ausdruck unseres Gemeinschaftswillens, unseres deutschen Sozialismus, die Jahrhunderte überdauern und in die Geschichte eingehen als feingewordene Dokumente des Beginns eines neuen Zeitalters.

Historisch ist bereits der Marsch der braunen Kolonnen durch die alten Straßen, historisch ist weiter der Vorbeimarsch vor dem Führer auf Deutschlands schönstem, ehrwürdigstem Platz, dem alten Nürnberger Hauptmarkt, dem Adolf-Hitler-Platz. Die Partei aber sprengte den Rahmen des ge-



Der große Aufmarschplatz des Zeppelinfeldes wird im Jahre 1936 diese Gestaltung erhalten. Modell-Aufnahmen: Hoffmann.

schichtlich Gewordenen und schuf sich Neuland im wahrsten Sinne des Wortes. Ganz organisch wächst am Rande der Stadt ein Aufmarschgelände von gewaltigem, der Größe der Bewegung und dem Umfang ihrer Massenaufmärsche angemessenem Ausmaß. Um das Gelände des Duzendteiches und des bereits bestehenden Stadions herum entstanden die zwei großen Festplätze, die Luitpold-Arena und die Zeppelinfeld. An der Peripherie der Stadt wurden gewaltige Lager geschaffen, die sich alljährlich, den stets größer werdenden Bedürfnissen angepaßt, umfangreicher gestalten. Alle diese Bauten zu einem einheitlichen Ganzen zu formen, war des Führers Wille. Sein schöpferischer, künstlerischer Genius legte in großen Grundzügen den Plan für die endgültige Ausgestaltung des Parteitaggeländes fest. Architekt Albert Speer schuf den Entwurf und führte ihn in Gemeinschaft mit dem Hochbauamt der Stadt Nürnberg unter Leitung von Stadtrat Brugmann durch.

Zum Parteitag des Jahres 1934, dem „Triumph des Willens“, war die Aufmarscharena der SA, die Luitpold-Arena, bereits im wesentlichen fertiggestellt. Zum erstenmal wurde hier ein Teilabschnitt des gewaltigen Bauplanes soweit Wirklichkeit, daß er den Hunderttausenden und Millionen in der Welt ein Bild zu geben vermochte von den Ausmaßen und von dem Gesicht, das

künftig diese Schöpfung der Bewegung tragen wird. Dieser wunderbare Festplatz, umrahmt von den langgestreckten Tribünen und gekrönt durch die riesige Mitteltribüne, eingefasst durch die Riesenadler der Bewegung und die drei gewaltigen Fahnenmasten, ist von bezwingender Schönheit; nicht minder der große mit Steinplatten belegte Mittelweg, die „Straße des Führers“, die zum Ehrenmal der Gefallenen führt. Für den kommenden Parteitag des Jahres 1935 wird die Luitpold-Arena endgültig fertig. Mit dem Bau der neuen riesigen Kongreßhalle wird begonnen. Der Bau dieser größten Halle Europas wird Jahre in Anspruch nehmen. Das große Bauprojekt dieses Jahres ist neben der Luitpold-Arena, dem Aufmarschgelände der SA, der völlige Um- und Neubau des als Zeppelinfeld bekannten Aufmarschplatzes der Politischen Leiter. Erst im Jahre 1936 ist dieser neue, riesige Aufmarschplatz vollendet. Das Feld wird danach mehr als 300.000 Personen fassen. Die Tribünen und Erdreich bieten zusammen etwa 60.000 Zuschauern Platz.

Selbstverständlich ist, daß dem Charakter der Bauten entsprechend, gebiegenes Material, also echter, gewachsener Stein verwendet wird. In der Hauptsache wird fränkisches Juragestein benutzt. Ungeheuer ist die Belebung des Arbeitsmarktes durch diese Reichsparteitagbauten. Tausende von Arbeitern finden für Jahre hindurch regelmäßige Beschäftigung. Man verzichtet bewußt auf Eisenbetonbauten und damit auf die durch Jahrhunderte noch nicht reiflich erprobten letzten Ergebnisse moderner Technik, sondern baut das gesamte Mauerwerk handwerksmäßig aus Quadern auf. Maßgebend ist ausschließlich der Wille des Führers, daß diese Bauten noch nach Jahrtausenden Zeugnis ablegen sollen von dem Schaffenswillen, dem kulturellen Willen der Zeit, die sie schuf.

Heinz Liebscher.

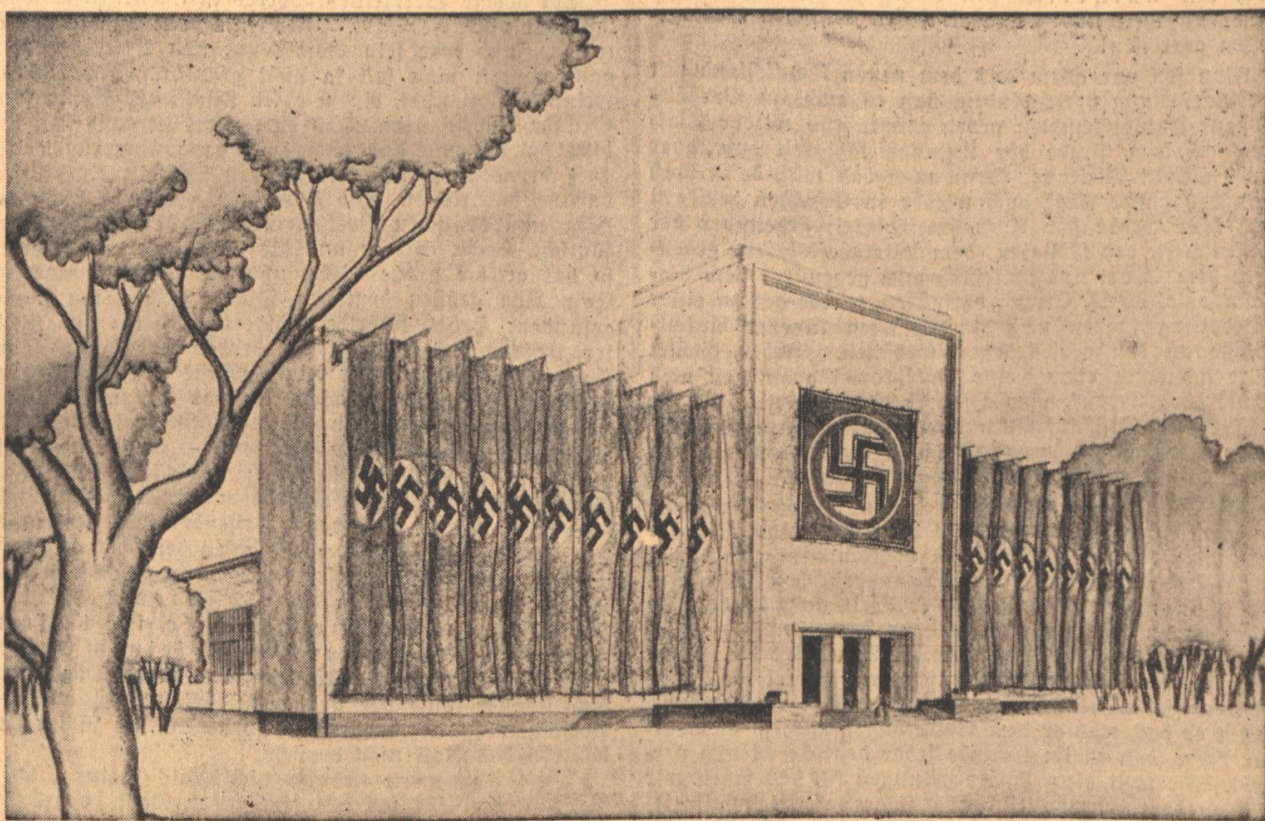


Schaubild der künftigen Vorderfront der Luitpoldhalle nach dem Entwurf des Berliner Architekten Speer

Johann Wolff schützt Rastatt

Die schützende Hand eines Oberbürgermeisters in Zeiten der Not

Auch in Rastatt gab es früher Zeiten der Not, die in ihren Begleiterscheinungen zeigen wie einzelne Männer im Stande waren durch Einrichtungen der verschiedensten Art der Not zu steuern. Ein solcher Mann war der Oberbürgermeister der Stadt Rastatt Johann Wolff, in dessen Amtszeit (1806—1819) insbesondere Kriegsergebnisse fielen, von denen die Stadt Rastatt schwer betroffen wurde, und die an die Arbeit und Nervenkraft des Gemeindegewaltigen hohe Anforderungen stellten.

Große Verdienste erwirkte sich Wolff schon, als er noch Ratsverwalter der Stadt war, um die im Jahre 1798 zur Congreßzeit gekiffelte Spinnstube, welche armen Mädchen durch Spinnen und Stricken Verdienst schaffen sollte. Zwar war die Anzahl schon nach wenigen Jahren trotz der Unterstützung an Geld und Holz, die die Regierung nach wie vor gewährte, am Zusammenbruch. Wider Erwarten nahm das Unternehmen Dank der



Johann Wolff
Oberbürgermeister der Stadt Rastatt
1806—1819

Bähigkeit des Oberbürgermeisters wieder eine durchaus günstige Entwicklung. 1811, 1816 und 1817 in den Hungerjahren war auch in Rastatt alles arbeitslos. Wolff kaufte Berg, soviel er bekommen konnte, und ließ spinnen. Natürlich wurde dabei Geld verloren, aber er konnte die Leute doch nicht verhungern lassen, da der sonst zeitweilig sehr einträgliche Betrieb nichts mehr einbrachte zu jener Zeit, wo der Landmann selbst keine Lebensmittel mehr hatte. Eine in diesen Notjahren von Wolff errichtete mit dem Spinnhaus verbundene Suppenanstalt tat da gute Dienste. Es war dies ein im Geiste des 18. Jahrhunderts angelegter Versuch, soziale Schäden zu heilen!

Wie sehr seine Leistungen von Seiten seiner vorgesetzten Regierung beim höchsten Landesfürsten anerkannt wurden, zeigt eine durch die öffentlichen Blätter unterm 8. August 1811 zur Kenntnis des Publikums gebrachte Veröffentlichung: Seine königl. Hoheit der Großherzog haben sich gnädigst genügen gefunden, den Oberbürgermeister Wolff zu Rastatt, als Erbauer des sehr heilsamen Wirkens hervorbringenden Spinnhauses selbst, als einem durch viele ökonomische Verbesserungen und Wohlthätigkeitsanstalten längst vortrefflich bekannten Verdienstlichen die mittlere goldene Verdienstmédaille zur Belohnung seines unermüdbaren Eifers, seiner Tätigkeit und Ungegnlichkeit in Unternehmung und Beförderung gemeinnütziger Verbesserungen sowohl, als zur Aufmunterung für Andere, mit der besonders gnädigen Erlaubnis zu verleihen, diese Verdienstmédaille — an einem gewässerten gelben Bande — tragen zu dürfen und haben zu gleicher Zeit gnädigst angeordnet, daß diese Ver-

dienstmédaille dem Oberbürgermeister Wolff mit der entsprechenden höchsten Zufriedenheit zugeteilt werden solle.

Das folgende Jahr schon brachte der Stadt Rastatt eine Zeit bitterster Not, gegen die sich die Bürgerschaft mit ihrem Oberbürgermeister Wolff an der Spitze verzweifelt wehren mußte. Bereits im März des Jahres 1812 war die Stadt Rastatt von durchziehenden französischen Offizieren verhängt worden, daß in Wäde eine Armee von 70—80 000 Mann hier durchkommen werde mit Marschroute Paris—Regensburg. Eine offizielle Nachricht war bei der Stille, mit der alle Truppen marschieren mußten, nicht abzuwarten.

Die Stadtverwaltung, die bei ihren großen Schulden und alten rückständigen Forderungen nicht für einen Kreuzer Credit hergeben konnte, also auch ihren Bürgern nichts vorziehen konnte, war aber gezwungen, die durchziehenden Truppen zu versorgen. Es mußte Hafer, Stroh, Heu, Brotfrucht und Wein und Fleisch vorhanden sein. Es mußten wieder Magazine angelegt werden, um die zu erkaufenden Vorräte an Hafer, Wein und Fleisch zumindest für die Cavallerie und Train vorläufig berechnet und zu 30 000 Pferden, also ein Bedarf von 1500 Malter Hafer, 4800 Zentner Heu, wenigstens 2000 Bund Stroh und an Brotfrucht für 70 000 Mann beschafft werden.

So war es notwendig, den Wein und das Fleisch unter den Rastatter Wirten und Weinhändlern und Mehlhauern im Umlauf zu vertheuern, und hauptsächlich den Hafer durch vertraute Männer aufkaufen zu lassen, weil sonst „die Commandantenschaft der Freikoren von Juden ausgelegt wäre“. Die Unannehmlichkeiten mußten ins Unermeßliche, Geld war kaum aufzutreiben, keiner kreditierte mehr den Stapenaffen. So hatte die Stadt mit einer momentanen Ausgabe von 22 000 fl. zu rechnen. Noch im März 1812 erschienen ohne Anführung 4800 Mann und 200 Pferde, die die Stadt versorgen mußte. In der Bevölkerung war die Not so groß, daß die Stadt im April mit Genehmigung des Directoriums des Markgrafthums ein Kapital von 1500 fl. aufnehmen mußte zum Mehlankauf, damit dadurch die ärmere hiesige Volksklasse bis zur künftigen Ernte das Brot zu billigeren Preisen sich anschaffen in Stand gesetzt werde. Es wurden von dem Oberbürgermeister mit dem Directorium des Markgrafthums Verhandlungen eingeleitet wegen Anlegung eines Frucht- und Fourage-Magazins in der leerstehenden Kaserne hier. In Kurzem jedoch wurde dieses Magazin wieder aufgehoben, da seit dem Juli 1812 in Richtung eine Clappentation erichtet wurde, und die Truppen von da direkt bis Eittingen marschieren. Es hörten somit in Rastatt wieder alle wegen Verpflegung der Truppen getroffenen Anstalten auf. Es blieb nur ein Depot von Fourage hier, damit wenn Pferde hergeführt kommen sollten, die nicht bis Eittingen gebracht werden könnten, diesen die erforderliche Fourage abgegeben werden konnte. Ein Mitglied des Städtischen Magistrats war als Aufseher und Abgeber der Fourage zu bestellen; für seine Tätigkeit erhielt er eine Belohnung aus der Stadtkasse. „Da nun des öftern Truppen einquartieren seien, die nicht weiter zu bringen seien, so sollen künftig keine Lebensmittel mehr gerichtet werden, sondern die Mannschafft muß sich selbst versorgen, nothgedrungen pro Mann 24 Kreuzer bezahlen wird.“

Im August 1812 teilte Oberamtmann Spinner dem Oberbürgermeister Wolff mit, daß von den von der Regierung ausgeschriebenene Kriegssteuern von 60 000 fl. die Stadt Rastatt und Rheinau 2085 fl. trifft. „Die Stadt solle sich mit Geld versehen um es alsbald an die hiesige Amtskellerei abzuführen.“

Die Beschaffung von Vorräten für das hiesige Depot war äußerst schwierig, jedoch mehrfach von der Clappentation Eittingen Vorräte hier abgeliefert wurden, so u. A. im November 1813 — 132 Malter Dinkel.

Im Dezember d. J. mußte die Stadt einen Bürger aufstellen für die Bedienung der durchpassierenden fran-

ten Soldaten, die beim Lagerhaus am Eingang der Stadt, von der Straße von Basel und Kehl her (vor der Badener Brücke) anhielten und die er dem Harenmitt Vogel wegen abzureichender Rahung übergeben sollte.

Im Jahre 1809 empfing Oberbürgermeister Wolff auch den Kaiser Napoleon, der in einfacher Kalesche und von wenigen Dragonern geleitet die Stadt durchfuhr.

War der Feldzug von 1812 schon drückend, um so schlimmer erging es aber der Stadt im Jahre 1813, wo die große alliierte Armee an den Oberrhein rückte. Rastatt sah in jenen Jahren die Feldzeichen aller Völker der Erde in seinen Mauern und sah ihre Herrscher. Schon im Jahre 1809 fing es an, wo der Krieg abermals gegen Oesterreich losbrach; jedes Haus mußte manchen Tag 50—100 Mann verpflegen, und kaum war die Stubbe leer, so kamen wieder frische Truppen; für die französische Garde mußten sogar Wagen gestellt werden. Viele tausend Gefangene wurden hier verpflegt.

Im Winter 1813/14 waren es wild ansiehende Mästen mit langen Lanzen und Feuertrommeln auf tarlarischen Pferden; sie heulten Pöbel und drängten zum Rhein. Friedlich beladen die Bewohner Rastatts die fremden Gäste, denen auf Geheiß der Stadtverwaltung Branntwein und Brot gereicht wurde; sie dankten freundlich und unter Surra-Geschrei, mit gellendem Pfeifen vermisch, schieden die wilden Krieger von dannen.

Die Stadtverwaltung war kaum mehr in der Lage einen regelmäßigen Haushalt zu führen. Laut Stadtrechnung wurden 1814 und 1815 Gelder in Höhe von 88 890 fl. aufgenommen. Um einen Begriff zu geben wie ungeheuerlich die Einwohnerschaft, deren Bevölkerung 1813 — 4204 Einwohner zählte, unter den Lasten der Einquartierung zu leiden hatte, folgt nachstehend eine Zusammenstellung nach noch vorhandenen alten Aufzeichnungen:

Es wurden ausgegeben an Rationen in beiden Nennern Rastatt vom September 1813 bis April 1814 846 602 Hafer-Rationen, 730 819 Heu-Rationen, 608 722 Stroh-Rationen; im Monat Mai, Juni und Juli 1814 873 167 Hafer-Rationen, 889 688 Heu-Rationen, 890 330 Stroh-Rationen. Eine Zusammenstellung der im Mai, Juni und Juli 1814 hier durchmarchierten Truppen ergibt: 204 Generäle, 1356 Stabsoffiziere, 6908 Offiziere, an Mannschaften vom Feldwebel abwärts 143 114.

Im Jahre 1813 auf 1814 waren es 18 Generäle, 300 Stabsoffiziere, 11 826 Offiziere und an Mannschaften 573 217.

In welcher trauriger Lage sich damals die Stadt Rastatt befand zeigt klar ein Bericht, in welchem der Oberbürgermeister der Stadt an die Regierung folgende Schilderung derselben gibt: „Die außerordentliche über 20 Jahre herinabe ununterbrochene Einquartierungslasten in der hiesigen Stadt hat die meisten Bürger ihres Wohlstandes beraubt, der keine Zeit, der noch etwas besitzt, könnte am noch eine kurze Periode zu leben, die Mittellosigkeit der Bürger muß jetzt schon den Rest ihres Vermögens opern und ist dahin gekommen, wo die dritte Klasse schon lange arbeitslos schmachtet. So führt es dahin, daß am Ende seiner mehr den Andern unterliegen kann. Die Gemeinde ist in die größte Schuldenlast verwickelt worden, die Bürger sollen dennoch immerfort die Einquartierungslasten leiden, die starken herrschaftlichen und städtischen Ausgaben leiden. Wenn nun unter solchen Umständen die hiesigen Bürger sich nicht mehr zu helfen wissen, so kann auch die Gemeinde mit Zahlung der Capitalzinsen und andern Ausgaben nicht lange mehr fortbestehen. Der Druck auf die Bevölkerung ist unerträglich.“

Die Truppenburdmärsche dauerten auch nach der Einquartierung von Paris 1814 noch fort und erst im Jahre 1817 fing es an ruhiger in der Stadt zu werden. So kann man sagen, daß in diesen Kriegsjahren mehr als eine Million Infanterie und eine halbe Million Cavallerie aller Nationen in der Stadt Rastatt verpflegt wurden. Die schützende Hand des Stadtoberhauptes wachte darüber, daß bei der oft größten Verwirrung in der Stadt den Bürgern kein Leids gefühl und kein Brand ausbrach.

Nach Kriegsende 1814 wollte Oberbürgermeister Wolff von seinem Posten scheiden. Seinem Gesuch vom 20. Februar 1814 um Entlassung von seinem Posten entsprach indes das damalige Großherzog. Badische Stadt- und viele Landamt nicht. In dem Antwortschreiben bereits

Rufer am Rhein: Wilhelm Albrecht Ausmarsch

Ein Morgenruf, ein Marschgebot, und auf des Buckels Traggewalt das Schuendhaus von Leibesnot gehügel und geschwallt!

Hart liegt die Straße unterm Fuß, der fette Haden schlägt auf Stein, so schieben wir mit Niedergang ins frische Land hinein.

Zur Linken blüht der Kirchenwald, haucht Honig aus dem blauen Schnee, und tief als reine Urgefall sich breiten, blüht der See.

Zur Rechten schäumt der Wänterog der Wiebe an den Berg empur, wie Wange sich in Hände schmog, in Liebe sich verlor.

Und zwischen links und zwischen rechts durchstreiten wir die Herrlichkeit als Streiter schimmernden Gefechts für eine stolze Zeit.

In Jugendjahre ragt der Held, die heiße Perztrakt steht auf, wir rüchten in der wilden Welt die deutsche Liebe auf.

Vor der Verachtung Schächerbrot ziehn wir das Banner stolz empur: des Sonnenrades Bliggeud, dem sich der Geist verschwor.

am folgenden Tage wurde „mit Bergflügen sowohl sein rechtlicher Sinn wie Eifer für das gemeine Beste“ hervorgehoben und betont, daß „man auch seither noch niemals einen andern Mann gewünscht, der brauchbarer als Er wäre“. Den Bemühungen der Staatsregierung gelang es, Oberbürgermeister Wolff zum Weiben zu bestimmen. Er besiedelte sein Amt noch nahezu weitere sechs Jahre, um dann endgültig im Dezember 1819 um seine Entlassung zu bitten, die ihm vom Kreisdirectorium unter Anerkennung seiner „während des Kriegs- und teuren Zeiten erprobten nützlichen Dienstleistung“, seines Fleißes und seiner Redlichkeit gewährt wurde.

Ganz verzichtete die Stadt aber nicht auf seine so bewährte Mitarbeit, denn als Ratsverwalter blieb Wolff weiterhin in Stadt-Collegium bis 1832, in welchem Jahre er vom öffentlichen Leben zurücktrat mit einer Dankesagung an seine Bürger:

„Es sind nun schon 34 Jahre, daß ich als Mitvorstand in den Gemeinderat hiesiger Stadt gewählt wurde, und während 16 Jahren als Vorstand in harten und bedrückten Krisenzeiten zur Zufriedenheit für die hiesige Stadtgemeinde wirkte. Die letzte Gemeinderatswahl gab mir eine schätzbare Anerkennung dieser geleisteten Dienste, indem das Vertrauen meiner lieben Mitbürger mich neuerdings zum Gemeinderat erwählte, allein mein hohes Alter und der Wunsch, die wenigen mir noch von der Vorkehrung geeigneten Tage nach langer Tätigkeit ruhig zu verleben, waren die Ursache der Ablehnung dieser Ehrenstelle. Entschuldigen Sie damit, verehrte Mitbürger, meinen Austritt, und genehmigen Sie die Verfertigung meines innigsten Dankes.“

Rastatt, den 28. August 1832.
Resignierter Oberbürgermeister
Johann Wolff.

Wolff verbrachte seinen Lebensabend in seinem kleinen Rastatter Heim (heute: Haus Kaiserstraße 17) und starb hochbetagt im Jahre 1839. Wir Deutschen, badischen Bewohner der Westmark, wollen stolz sein, daß Wolff auch Einer von denen war, die in dem Jahrhundertlange Brennmarschkampfe am Oberrhein in stiller, granitener Wacht dem fremden Ansturm seiner Zeit standhielt.

Carl Reinfeldt.

Die Zeit geht weiter

Ein Aufruf von Wilhelm Albrecht, Landesleiter von Baden der NSK

Bei dem, was wir an wertvoller Dichtung schon haben, zeigt es sich auch gleich, daß es nicht neu und sonderformig ist, sondern wie alles Große und Wahre einfach und natürlich. Ein echtes Gedicht muß durch seine Wahrheit und Schönheit jeden deutschen Volksgenossen ergreifen!

Man soll vor allem aus dem neuen Deutschland mit der Vorstellung verabschieden, daß es auch im Verhältnis zur Kunst Schichten geben müsse, also wieder Klaffen, nach dem Grade der Aufnahmefähigkeit gegenüber der deutschen Dichtung. Wenn man das will, dann muß man das ganze Volk auch wieder in Schichten zerlegen nach dem Grade der Aufnahmefähigkeit gegenüber der Wissenschaft, der Religion, dem Wirtschaftsleben, gegenüber dem Sport und schließlich auch gegenüber dem Nationalsozialismus. Streng verfahren, würde das zu einer Gliederung führen nach Prozentsätzen innerer Anteilnahme an den verschiedenen Gebieten. Jedes Gebiet hätte sich dann etwa eine Volksschicht anzulegen nach „Interessengruppen“, eine Interessentartikelform, und je nach seiner Gesichtskreisweite würde dann der einzelne Volksgenosse innerhalb dieser Karte langsam von einer Schicht in die andere Schicht aufrücken.

Sie sehen ohne weiteres, daß ein solches Verfahren eherletzt eine intellektuelle Konstruktion zur Voraussetzung hätte, andererseits eine übermündete Klassifizierung des freien und selbständigen deutschen Menschen. Es ist bei allem, was es in der Welt gibt, so daß sich jeder davon soviel nimmt, wie er begreift. Du gleichst immer dem Geist, den du begreifst. Dabei sind die Ueberränge Differentialiale. Aber es ist ohne Zweifel die größte Leistung jedes Künstlers, wie aber auch jedes Forschers, wenn er das, was er dem Volke bieten will, so auszubilden kann, daß es im Grunde jeder deutsche Mensch versteht. Wie weit dies Hinder gelungen ist, das sehen wir alle an dem innerpolitischen Erfolge des Nationalsozialismus. Der Reiz des Unbegreiflichen kann für den einzelnen kleiner oder größer sein, ein Kunstwerk kann dunkel sein, durchschattet vom Irrationalen, — ahnungs-

voll wird auch dies noch erfasst werden. Verstandesbildung ist dabei noch lange nicht das Entscheidende für den Grad des Begreifens.

Der höchste Wert eines Wertes ist im neuen Deutschland der volkliche Wert. Das Genie packt immer unmittelbar, und wer sein Volk kennt und liebt, der weiß ganz genau: man soll ja nicht glauben, es besäße die Feinfähigkeit nicht, einem edlen Kunstwerk bis in seine Gründe nachzuspüren. Das eine Wert ist ganz sein und dicht gepolten, das andere ist groß hingebenen und auch dieses kann mit elementaren Mitteln eine Offenbarung darbringen. Wie dabei der schaffende Geist den Weg zum deutschen Volksmenschen findet, ist seine persönliche Sache. Hat er nur die Wirklichkeit im Herzen, so hat er die große Liebe, und die findet immer den Weg. Alle großen deutschen Dichter haben ihn immer gefunden: Hebel, Mörike, Hölderlin, Goethe und Schiller, Uhland und Kleist, ob im besten Holzschnittstil von Hans Sachs oder in der feinen Kunst von Novalis und Eichendorff, im Venuspielertum von Herrn. Vöns oder im lustigen Reden von Wilhelm Busch, in der hinreichenden Kampfliebform Andersens, — ob im schaltheft-Blutwarme Erzählertum Gottfried Keller's und Fritz Reuters oder in der geschmeibeten Prosa von Beumelburg um, das ist alles dem Schaffenden selbst überlassen. Es gibt tausend Wege zum schlichten deutschen Menschen im Volk, jeder muß den seinen erfinden. Künstlerisch ist die Forderung: der Dichter muß dem Volke dienen, keine Schranke, sie ist ja in Wahrheit immer der Weg zu seinem Erfolg gewesen. Der große Künstler, der große Dichter und Schriftsteller, auch der große Gelehrte, kennt auch den Hochmut nicht, der darin liegt, so verlaufselbst zu sprechen, daß ihn das Volk nicht versteht.

Diese Forderung ist also nichts als Natur. Keine Verstandeswillkür soll den schaffenden Geist beschränken. Eine Vorchrift, wie man dichten müsse, kann niemals Sache der Reichschrifttumskammer und in ihr des Reichsverbandes

deutscher Schriftsteller, als der ständischen Zusammenfassung des Schrifttums, sein. Fort also mit allen Forderungen wie etwa: es darf nur noch „heroisch“ gedichtet werden oder: der Humor ist eine Kunst zweiten Ranges. Gerade dies, was hätte zur Voraussetzung, daß der Nationalsozialismus eine humorlose Sache wäre. Die Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ ist der Gegenbeweis. Freude und Lebensbejahung ist erstes Kennzeichen des neuen Geistes in Deutschland, denn wir haben uns wiedergefunden, wie sollten wir nicht lachen! Wie sollte nicht die Landschaft ihre Originale zärtlich lieben, und am herzlichsten, wo sie am unwürdigsten sind. Der aus dem Volk Schaffende wird immer mit Freude nach solchen Gestalten greifen. Was das Schöpfepaar für herrliche Gestalten in seinen Dramen hervorbringt! Der Weg zum Dithrambus kann auch über den Humor gehen, das haben uns große deutsche Meister gezeigt. Der große Humor steht neben der großen Tragik in der deutschen Seele. Wer meinen kann, muß auch lachen können. Der Deutsche hat keine Ursache, Jeremia's zu sein, denn unter Jerusalem ist nicht untergegangen!

Der echte Dichter ist befehen vom Leben, er geht zugrunde, wenn er nicht singen und sagen darf, wie seine Natur es will. Er verrät sich selbst — und wird Volk und Himmel verraten —, wenn er anders dichtet, als er muß. Eine programmatische Beschränkung der Kunst wird immer eine moralische Unselbstigkeit hervorbringen, in der das Unkraut des Dilettantismus das Gute bald überwuchert. Ja, sie wird selbst den Dilettantismus züchten und noch den Dichter zum Dilettanten machen, denn schon jede Erläuterung von Erlebnisenergie ist Falschheit in der Kunst. Aus der Landschaft erwacht in der Regel der Dichter, sie ist die befehlte Natur und erzeugt ihre Pflanzen, ihr Wesen wird aus der Natur erwachsen, und ihre Kinder stehen darin. Reiner aber möge auch darum seine Gebärden verziehen, um in den Klängen des vorhandenen Geistes zu passen. Reiner möge seine Seele verrenken oder verbiegen, um eine heroische Mode aufzunehmen, die nach zwei Jahren abgelegt werden muß, wenn die „heroischen Gegenstände“ erschöpft, die heroischen Gestalten zur Schablone geworden wären. Reiner möge einen falschen Heimatton suchen, den das Volk nur belächelt. Jedes Tendenzwerk, dem kein Erlebnis zugrunde liegt, sondern nur die Sucht, sich zu stellen, oder zu überreden, oder damit eine Kulturfrage zu betreiben, wird als Dilettantismus abgelehnt. Im echten Erlebnis und in der zugehörigen Anschauungs- und Darstellungsform liegt das Kriterium für Wert und Unwert für alle echte Kunst.

Im Erlebnis beginnt die Kunst. Nicht aber da, wo man erst denkt und dann reimt und sich hinterher überlegt, was man dabei gefühlt hat. Und nicht auch da, wo man sich sagt: ich will jetzt einen Derschorsch machen für soundswolwel Personen, der den Bauern zum Gegenstand hat, und dann anfängt zu reimen, und der Bauer soll's nachher glauben. Und auch nicht da, wo man zu sich selber sagt: dies und das sind unsere Kulturbelange, und nun müssen wir unsere Würde als Kulturlandschaft innerhalb Deutschlands wahren und mit der Pfalz und mit Württemberg um den Vorrang kämpfen, darum kriech' gedichtet! Wir können überhaupt nicht sagen, wir wollen jetzt unseren eigenen Kulturkreis machen. Wir können doch nicht unsere eigenen Historiker sein. Wir stehen in der Sonne und im Sturm und im Regen und im Kampf und Gott sei Dank noch nicht in dem biden Sammelbuch, in dem nachher neben einer „Lebensbeschreibung“ ein paar Fehlen von dem „perewig“ sind, was in uns Wirklichkeit war.

Wie das alles von außen her aussieht, das geht den Dichter nichts an. Von innen her kann man nur wahr und echt und begeistert leben, und das ist Sache der Gegenwart.

Aus ethischen Notwendigkeiten bekämpfen wir jeden Dilettantismus, die tendenziöse Mode so gut wie die künstlerische Unfähigkeit, die sich preizt. Sie alle, Mittler am Schrifttum, und ganz besonders die Presse, soll dazu aufgerufen sein, diesen Kampf mit zu führen! Keine anständige Zeitung, am wenigsten aber eine Presse, die den nationalsozialistischen Kulturwillen trägt, nehme dilettantische Gedichte oder Erzählungen auf. Die Kulturschreitungen sämtlicher Blätter sollten in ständiger Fühlung stehen mit den nächsten Ortsgruppen des NSK, oder mit der Verbandsleitung des NSK. Der Reichsverband deutscher Schriftsteller ist das Gefäß der schaffenden Kräfte am Schrifttum im Reich und in unserer Grenzmark. Soll etwa ein neuer Pressekalender, Heimat- oder Volkskalender herauskommen, zu dem man Beiträge braucht, so genügt ein Brief an die Verbandsleitung des NSK, um sofort eine Bekanntgabe dieser Forderung an sämtliche Schriftsteller Baden's herbeizuführen, die ihre Beiträge zur Verfügung stellen, von denen überdies die Verbandsleitung immer einen großen Vorrat hat und sich bemüht, unterzubringen. Was in Baden erscheint, muß natürlich das Schrifttum unserer Landschaft in erster Linie berücksichtigen. So ist z. B. auf den Erfinden der Landesbauernschaft der neue Bauernkalender sehr schnell mit Stoff aus dem NSK gespeist worden. Fortsetzung folgt.

10 Jahre „Freiburger Bergrekord“

Deutschlands bedeutendstes internationales Bergrennen und seine Geschichte

Wieder einmal steht Deutschlands größtes Bergrennen, Freiburgs einzigartiges Motorsportereignis, der „Große Bergpreis von Deutschland“ vor der Tür. 1925 erstmalig als rein nationaler Wettbewerb ausgetragen, genießt dieses längst „klassisch“ gewordene Schauinsland-Bergrennen heute internationalen Ruf in allen europäischen Motorsportkreisen. Und es verlohnt sich, einen Blick zurückzuwerfen auf die glanzvolle Geschichte dieses Rennens.

Am Anfang war der Holzabfuhrweg!

Vor genau 11 Jahren — im Herbst 1924 — bekam der Präsident des Freiburger Automobil-Clubs, Fabrikant F. P. Haufer, den Auftrag, in der Südwestecke des Reichs und in nächster Nähe Freiburgs zwei Straßen ausfindig



DAAC-Geschäftsführer Haufer, der Gründer des Rennens

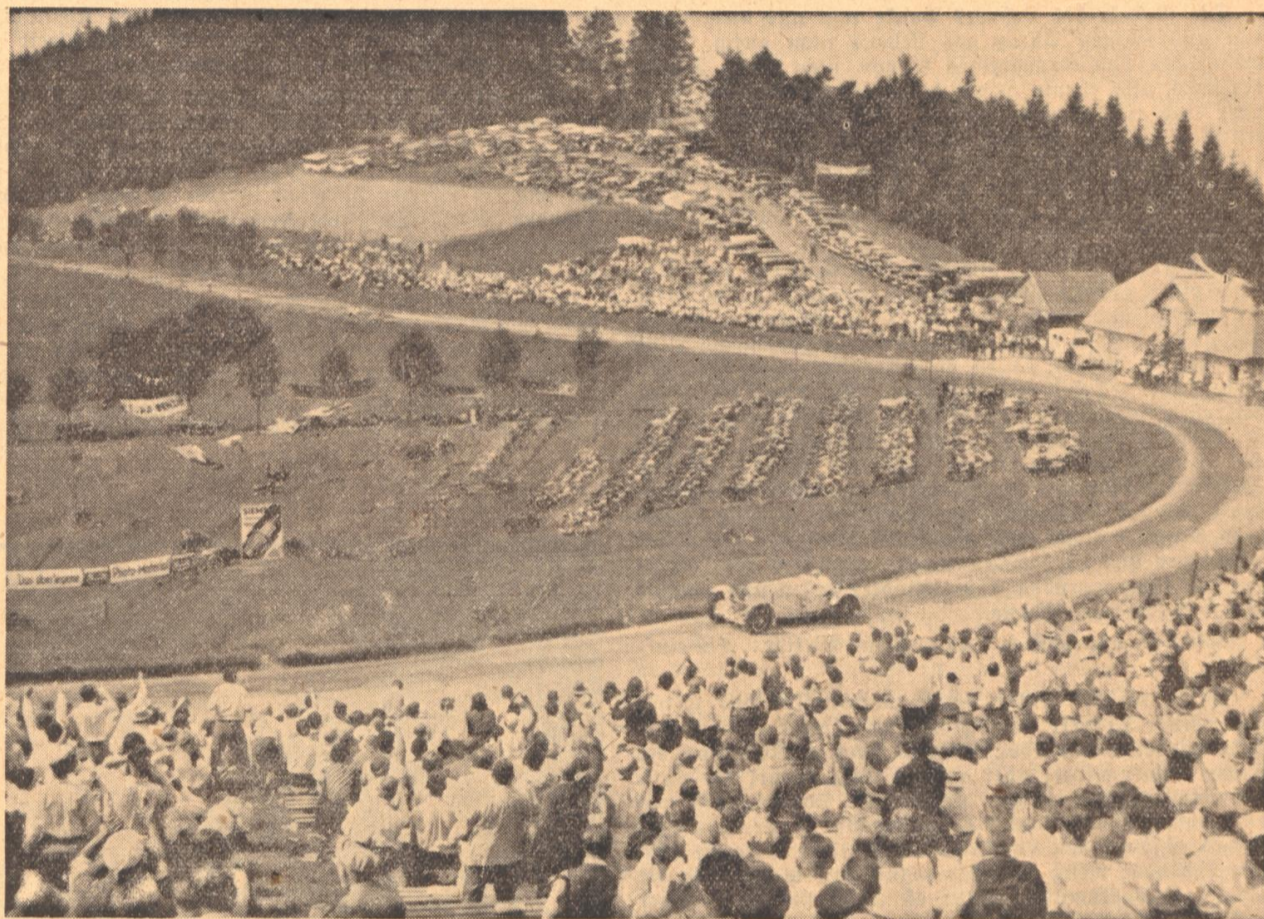
zu machen, auf denen sich ein Flach- und ein Bergrennen anstragen ließen. Die Auswahl unter den in Oberbaden vorhandenen Flachstrecken für die Durchführung von „Kilometer-Rekord-Rennen“ war allerdings nicht groß: es gab damals nur eine einzige absolute Gerade mit der notwendigen Länge von rund 4 Kilometern, die Straße zwischen Oberrimsingen und Breisach-Hochstetten, im Südwesten der Stadt. Um so reichhaltiger jedoch war das „Angebot“ des nahen Hochschwarzwalds in Bergstraßen aller Art und Länge. Mit Eifer ging Haufer auf die Suche und kam schließlich auf die alte Schauinslandstraße: was er vorfand, war allerdings nur ein bescheidener Holzabfuhrweg von kaum 3 Meter Breite, auf dem die Langholzwagen tiefe Rillen eingegraben hatten. Aber hier war doch, was man suchte: eine Straße in nächster Nähe Freiburgs, Eigentum der Stadt obendrein, die bei einer Länge von 12-14 Kilometern 900 Meter Höhenunterschied überwand und über 170 Kurven aufwies, von denen fast jede ein anderes „Gesicht“ hatte.

Mit allen verfügbaren Mitteln ging die Freiburger Stadtverwaltung bereits einen Monat später daran, die

Schauinslandstraße auszubauen und völlig neu einzuzulassen. Unter Einsatz sämtlicher verfügbaren Straßenwalzen wurde 4 Monate lang daran gearbeitet, die Straße in einen „rennfähigen“ Zustand zu versetzen. Es war ein Rennen um die Minuten bis auf den letzten Tag. Und es wurde geschafft. Am 31. Juli 1925 flog auf der Rimsinger Strecke das erste Flachrekord-Rennen und am Tage darauf, am 1. August 1925 wurde das 1. Freiburger Bergrekord-Rennen ausgetragen!

Der erste Sieger am Schauinsland

Die Konkurrenten waren von der Strecke begeistert, und der alte — heute nicht mehr unter uns weilende — Mercedes-Kämpfer Christian Berner-Untertürkheim stellte in der Rennwagenklasse mit einem kaum für möglich gehaltenen Durchschnitt von über 62 Km/h, gleich den 1. Streckenrekord als Tagesbestzeit auf. Taufpathe dieses 1. Freiburger Bergrekordrennens war der damals neuernannte Sportpräsident des ehemaligen DAAC, Ewald Kroth, der auch heute noch die sportlichen Belange des Deutschen Automobil-Clubs leitet: er beantragte bei der „Association Internationale“ der anerkannten Automobilclubs sofort die Zulassung des Freiburger Bergrennens als internationale Veranstaltung, und schon das zweite Rennen im Jahre 1926 ging mit starker internationaler Beteiligung vonstatten. Leider fand man keine Mittel und Wege, die Oberrimsinger Flachrekordstrecke nach einem ersten Umbau auf 9 Meter Breite völlig neu anzulegen, was bei den enorm gestiegenen Geschwindigkeiten der Rennfahrzeuge im Interesse von Fahrern und Publikum notwendig gewesen wäre. So fand dieser Freiburger „Flachrekord“ zum letztenmal im Jahre 1927 statt, dafür aber ging man an einen um so intensiveren Ausbau der Schauinslandstrecke heran. Und so nahm dieses Rennen einen einzigartigen Aufschwung und wurde zu einem der bedeutendsten Motorsportereignisse Europas. Immer wieder seit seinem nunmehr 10jährigen Bestehen zog dieses

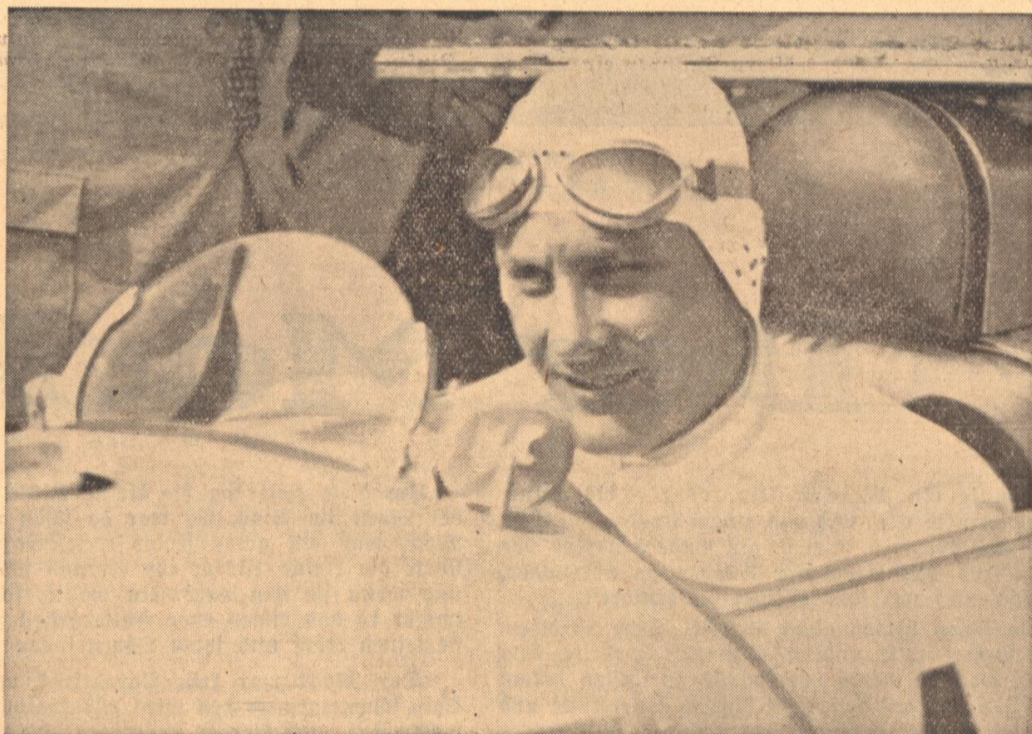


Die Holzschlägermatte, der Hauptausgangspunkt für die Tausende, die alljährlich das Bergrennen verfolgen

Schnellste des Tages und Schöpfer des 1. Bergrekords mit einem Durchschnitt von 62,45 Km/h. Seine Markengefährten Caracciola und Walb holten sich die Bestzeiten der Touren- und Sportwagenklassen, und bei den Motorradkonkurrenten erwiesen sich Bu „ger-München auf BMW und Döbler-Stuttgart auf New-Imperial als die schnellsten Solo- und Beiwagenmänner. Im folgenden

Sierradantriebsmodell des „Zauberers von Molsheim“ am Start erschienen: Wieder fuhr Caracciola Tagesbestzeit und neuen Streckenrekord mit dem phantastischen neuen Durchschnitt von 83,75 Km/h, aber nur vier Fünftel Sekunden langsamer war der NSU-Mann Bullus, und Hans Stuck, der „Ewig-Zweite“, wie man ihn zu jener Zeit oft nannte, holte sich auf Mercedes-Benz den Siegeslorbeer in der Sportwagenklasse. 1933 machten Nebel und Dauerregen neue Rekordversuche zum erstenmal in allen Kraftfahr-, Beiwagen-, Sport- und Rennwagenklassen zunichte. Um so erbitterter wurde beim Vorjahrsrennen um neue Bestzeiten gekämpft: Doof-Godesberg erreichte als schnellster Solomotorradfahrer auf Sekundenbruchteil genau den 1932 von Bullus erzielten Kraftfahrrekord von 83,4 Km/h, Babi-Miesbach schuf auf einem Douglas-Gespann mit 74,7 Km/h neuen Beiwagenrekord, Hartmann-Budapest war zwar mit seinem 8-Liter-Bugatti Sportwagen-Klassenieger, kam jedoch an Caracciolas 1931 aufgestellten Streckenrekord der Sportwagenklassen von 81,29 Km/h nicht heran, dafür vermochte Hans Stuck auf Auto-Union den 1932 von Caracciola geschaffenen absoluten Streckenrekord mit einer phantastischen Bergfahrt von 83,75 auf 88,7 Km/h emporzuschrauben! Das heißt: rund 26 Km/h, betrug während der 10jährigen Austragung des Freiburger Bergrennens die Geschwindigkeitssteigerung beim „Tagesbesten“. Von 60,37 auf 88,4 Km/h. Ist im gleichen Jahrzehnt die Motorradbestzeit „hochgedrückt“ worden. Die Zahl der Rekorde aber, die überhaupt in all den Jahren in den 18 „Klassen“ herausgehoben wurden, geht in die Hunderte! Nicht aufzählbar auch sind die Namen all derer, die als sportbegeisterte Kämpfer Siegeslorbeer pflückten. Viele von ihnen deckt schon der grüne Kasten: denken wir an Berner, Heusser, von Morgen, Wilhelm Goepfert, an die Motorradspiri-Pioniere Stegmann, Geschwilm, Schneidt... Und gebensien wir schließlich der vielen, die heute wie vor 10 Jahren noch ganz groß „mit dabei sind“! Sie werden auch diesmal wieder ihr ganzes Können dafür einsetzen, daß ein weiteres gutes Duzend neuer Klassenbestzeiten und absoluter Rekorde herauskommt. Ihnen allen zum „Großen Bergpreis von Deutschland 1935“: Hals- und Beinbruch!

Alex Böttner



Hans Stuck, der Vorjahrsieger und absolute Rekordhalter des Bergrekordrennens

Schauinsland-Rennen, das heute den Titel: „Großer Bergpreis von Deutschland“ trägt und schon seit mehreren Jahren als Kauf um die Europabergmeisterschaft bzw. die Deutsche Bergmeisterschaft gewertet wird, neue Rekordmengen von sportbegeisterten Zuschauern aus Deutschland und den südwestdeutschen Nachbarstaaten an. Und immer wieder wurden bei den erbitterten Wettkämpfen der besten Rennfahrer Europas um Sekundenbruchteile auf diesem kurvenreichen Kurs die Rekordzeiten in allen Fahrzeugklassen aufs neue verbessert und höher geschraubt.

Erst richtigen Sinn bekam aber all die zähe Arbeit langer, schwerer Aufbaujahre, als 1933 der Freiburger Bergrekord zum erstenmal unter den Flaggen des neuen Deutschlands gestartet werden konnte: die neuen Führer des deutschen Motorsports, an ihrer Spitze Korpsführer Hühnelein, fanden ein gut vorbereitetes Feld vor und trugen Sorge dafür, daß diese Veranstaltung, die auch die vorangegangenen Krisenjahre mit ihren katastrophalen behördlichen Eingriffen des gesamten deutschen Motor-Sports so glücklich überstanden hatte, noch mehr als bisher energische Förderung erfuhr.

Die Geschichte des „Bergrekords“

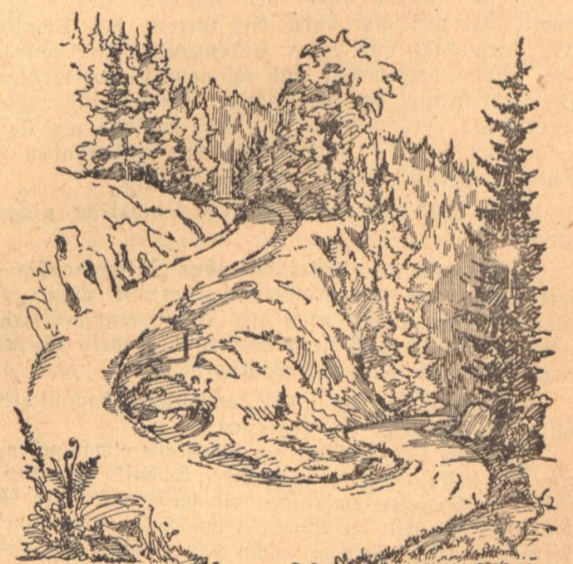
Im Jahr 1925 beim Eröffnungsrennen war Christian Berner mit seinem Mercedes-Rennwagen der absolute

Jahr fuhr der Schweizer Motorradmeister Franconi-Gens auf Motojacoche mit über 70 Km/h. Bestzeit des Tages und neuen absoluten Rekord, während Berner auf Mercedes mit 69,2 Km/h, abermals bester Wagenfahrer war. 1927 begann sodann „Caracciola“ auf dem neuen Mercedes-Benz-SS-Typ eine glanzvolle Siegesserie in den Sport- und Rennwagenklassen: mit Ausnahme der Jahre 1929 und 1934 trug er seinen Namen Jahr für Jahr mit immer besseren Rekordzeiten in die Siegerliste ein. 1928 war die Rekordfahrt des unvergesslichen Guldrich Heusser-Kleinmalkalden mit seinem Bugatti in den Sportwagenklassen die Sensation des Tages. Seine Zeit von 9,44 Min. = 74 Km/h. Durchschnitt konnten weder Caracciola noch Frankreichs bester Autorennfahrer, Louis Chiron, die sich in der Rennwagenklasse auf Sekundenbruchteile genau ein „totes Rennen“ lieferten, erreichen. 1930 tauchte erstmals der Engländer Tom F. Bullus mit der neuen NSU-Rennmaschine beim Schauinslandrennen auf und schraubte in verwegener Kurvenfahrt den Bergrekord erneut auf 77,19 Km/h. hinauf, während der beste Wagenfahrer, der Berliner von Morgen, „nur“ auf 76,87 Km/h. kam. 1931 war es wieder Caracciola, der als Sieger der Sportwagenklasse mit 81,29 Km/h. neuen Bergrekord schuf, während von Morgen als schnellster der Rennwagengruppen sich um 1/2 Sekunden geschlagen bekennen mußte.

1932 folgte ein dramatisches Rennen, der gigantische Kampf zwischen Bullus, Caracciola und Bugattis besten Reuten: Chiron und Barzi, die beide mit dem neuesten



Christian Berner † einer der besten deutschen Rennfahrer, gewann das erste Rennen auf dem Schauinsland für Mercedes-Benz



Die Höhenbergkurve auf der Rennstrecke Freiburg. Aufnahmen: Böttner (2), Stöber (1), Daimler-Werkefoto (1)

Lehrer Pauke

Von Walter Persich

Die Gestalt des Lehrers Pauke ragt aus dem schweren und schönen Alltag des Lebens nicht durch Ungewöhnliches und Grobartiges hervor, nicht durch Absonderliches, und ebenso wenig durch ein strahlendes Glück oder eine erschütternde Traurigkeit. Mit ihm lebte nur ein einziges, für die meisten Menschen in seiner Nähe unentzerrbares, doch von allen empfundenes Geheimnis — das Geheimnis wahren und tiefen Erfüllungseins vom eigenen Schicksal und der diesem Schicksal zugrunde liegenden Güte.

Wie alle Menschen, die aus den Tiefen des Daseins einer großen Stadt hervorgegangen sind und viele Bitternisse und Fährnisse beiter überwunden haben, glaubte er an ein unwiderrückbares Gesetz der Entwicklung und an die Pflicht, es zu erkennen und ihm mit aller Bereitschaft des Herzens zu dienen. Auf dem Wege durch den eben fröhlich erkundenen Morgen zur Schule genoss er Frühlingserwachen und Sommerwehen mit gleicher Hingabe wie den blauen Rauch des Tabaks und das Lächeln einer an ihm vorbeigleitenden Radfahrerin und den Gruß des Papierhändlers Krufe. Pauke hatte immer zehn Minuten Zeit zuviel für diesen Weg, der ihm voller Abenteuer und Entdeckungen erschien. Er blieb vor dem in die Luft schnuppernden Papierhändler stehen und taufchte mit ihm ein paar Worte.

„Wird ja nun doch wieder gut, das Wetter...“ meinte Krufe.

„Nicht wahr?“ nickte Pauke, nachdenklich das Glimmen seiner Zigarre betrachtend, mit einem kleinen Lächeln um den etwas vollen Mund. „Welche Nacht doch die Natur immer wieder über alles Werden bestift! Da glauben wir so ganz einfach, Regen und Sonnenschein wären Zufall und bestimmt durch irgend welche, aus dem Nichts entliehene Luftströmungen. Unsere Lunge läßt merkwürdig nach, wenn es lange regnet und wenn dann die Sonne hervorkommt, erfreut es unser Gemüt. Aber wehe, wenn sie zu lange scheint und uns mit Hitze überschüttet! Nur gelegentlich geht uns der Sinn alles dessen auf. Wir besuchen unseren Bruder auf dem Lande. Er führt uns zwischen Spargel- und Erdbeerbetten durch seinen Gemüsegarten oder auf schmalen Wegen durch das wogende Korn und spricht vom Wetter wie von einem Gott, der wachsen läßt oder vernichtet... ja, und darum stimmt am Schluß sogar wieder die Rechnung des Wetters: es ist gut und richtig, wie es wechselt, es hat seinen ganz bestimmten Grund dafür...“

„Gott...“ meinte dann wohl so ein Mann wie der Papierhändler Krufe, „uns kann es doch gleich sein! Für mich ist nur wichtig, ob die Leute Postkarten kaufen und Bleistifte, Briefpapier und Kalender...“

„So?“ Pauke räumte ein wenig die Stirn. „Und darum glauben Sie, über Sorgen und Hoffen des Landmannes, des Arbeiters, des Handwerkers, des Seemanns — erhaben zu sein? Von ihrer Ladentür, mein lieber, blicken Sie dorthin zum Gemüsegarten. Kohl, Blumen, Fische werden gehandelt. Die Bauern und Händler kommen zu Ihnen, um ihren Bedarf zu decken — sobald aber, das wissen Sie doch auch, durch Unglück oder Warenausfall der Markt schlecht geworden ist, sind auch Sie mit Ihrer Klasse nicht zufrieden! Die Kette des Verbundenlebens reicht vom Regenschauer und der Hieselwele über dem Befehl des Landmannes in meine Schulstube so gut wie zum Niesennunternehmen, dessen Fabrikshornsteine dort über die Häuserwand ragen. Wir müssen uns nur dessen bewußt sein.“

Ja, Pauke liebte es, in freundschaftlicher Art den Menschen ihre Fährnisse und Kurzschichtigkeiten klar zu machen, und aus eben diesem Grunde gab er jedem, der dessen bedurfte, einen Rat. Aus eben diesem Grunde war er an der Schule so etwas wie ein König — ein beliebter König allerdings, dessen Methode sich niemals nachahmen ließ, weil sie einzig aus seinem Charakter und seinem Glauben entsprang. Nachdem er Mantel und Hut und Zigarre abgelegt hatte, betrat er die Klasse, deren übermütiges Gelächern ihm schon über die Türe entgegengehallt war.

„Morgen — seht euch! Allerhand Krach habt ihr da wieder gemacht. Kann ich verstehen — ihr denkt immer wieder, man hört es nicht. Aber man hört es doch und hört ganz genau die lautesten Stimmen. Vielleicht wollt ihr den Lehrer auch ärgern — statt dessen sitzt ihr nachher fest. In dieser Zeit hätte jeder noch einmal in die Bücher lugen sollen, denn ihr wißt doch, daß heute der Tag mit der unangenehmsten Stunde der Woche beginnt. Und wer nicht kann, bekommt unweigerlich alles angekreidet... Also los. Schneider, wie lautet der Pythagoreische Lehrsatz?“

„Pauke“, wollte ein älterer Lehrer in der Pauke wissen, „wiefo kommt es, daß Ihre Klasse vor dem halbjährlichen schon zwei Wochen nicht mehr arbeiten braucht und sich die Zeit mit Spiel und Vorlesen vertreibt, während meine stets mit dem Penium festigt? Haben Sie ein soviel besseres Menschenmaterial?“

„Nein.“ Pauke nahm den Kollegen am Arm und marschierte mit ihm durch das Getöse des Schulhofes. „Es entspringt nur einer Erkenntnis. Mir wurde sie vom Leben beigebracht und ich habe sie weitergegeben. Die Erkenntnis, daß die unangenehmsten Dinge des Alltags nicht verschwinden, daß man sich nie um sie herumdrücken kann — sondern sie nur überwinden kann, wenn man rückwärtslos auf sie los geht.“

„Aber das hat doch mit dem Unterricht nichts zu tun?“

„Wenn man den Unterricht ohne Zusammenhang mit dem Leben und seinem Geschehen erteilt, nicht. Wenn man aber die Schule nicht als Instrument der Einprägung irgendwelchen Wissens betrachtet, sondern als Vorbereitung für den Lebenskampf, sehr viel.“

„Um. Soma erzählen Sie den Jungen doch nicht? Wie sollten Zwölfjährige das begreifen?“

„So: alle Stunden, die der Phantasie etwas geben, werden mit Eifer erlernt. Erdkunde, Technik, Zeichen, Geschichte — hingegen empfinden die meisten Schüler Mathematik, Grammatik als Qual. Ohne Hilfe wird ihnen der Sinn nicht klar. Darum macht man eine Tages- oder gar Wochenplan des Lernplans. Jungens, sage ich, uns steht dies und jenes bevor. Es hilft nicht. Bewältigen müssen wir's. Wenn wir feden bleiben, haben wir uns nur um so länger damit herumzuschlagen. Tut aber jeder einzelne

seine Pflicht bis an die äußerste Grenze des Könnens, so wird er schnell und verhältnismäßig leicht davon befreit...“

„Es mögen die guten Elemente mitmachen...“

„Sie meinen die „Störer“ bleiben bodenbeinig? O ja, anfangs — aber die Klasse selbst nimmt sich diese vor. Mit Spott, mit Fäusten, mit Verweigerung gegenseitiger Hilfe, bis jeder seine Erziehung zum gemeinsamen Fühlen weg hat und ein eifriger Kamerad für die schweren und üblen Stunden wird. Sie sollen mal sehen, wie wir dann gemeinsam, ich als Lehrer und die Jungen als Lernende, nachher die interessantesten Stunden auskosten!“

Ein eigenartiger Zufall fügte es viele Jahre seines Lebens, daß Pauke niemals die letzte Klasse zu betreuen und ins Leben zu entlassen hatte. Er war schon recht alt geworden, als man ihm auch diese Aufgabe übertrug und er entledigte sich ihrer auf eine ganz eigentümliche Art — nämlich mit Hilfe eines Zeigeftodes. Dieser Zeigeftod hatte alle



Italienische Landschaft? (Berliner Presse, M.)
Rein — Passau am Jant

Der Mockl

Von E. O. Single

Dies könnte ein Märchen sein, aber es ist keins, obgleich von einem Esel und von einem kleinen Mädchen die Rede ist. Märchen pflegen am Ende den Tod des Bösewichts und das Glück der Braven zu verkünden, hier ist nicht alles voll solch gültiger Gerechtigkeit.

Es ging ihnen beiden gleich schlecht. Dem Mädchen, weil sein Vater krank und mit Lumpen handelte, dem alten Esel, weil er wenig oder nichts zu fressen bekam und diese Lumpen, auf denen oft schwere Eisenstücke und allerlei altes Gerümpel lag, aßen mußte.

Esel sind heutzutage so selten geworden, daß sie schon deshalb arme Geschöpfe sind, weil sie keinen Kameraden mehr auf Erden haben. Es gibt Autos, Lieferwagen, Pferde, Kühe, Hunde, wo aber hätte des Lumpenpeters Esel noch einen Gefassten sollen! Und doch hatte er einen solchen Kameraden, einen Menschen, des Lumpenpeters Ziska.

Ziska war ein kleines Mädchen, eben aus der Schule gekommen, viel jünger also als der greise Esel, den sie im Dorf den Mockl nannten und den die Kinder mit Steinen warfen, damit er zu ihrem Ergötzen einen seiner seltenen Trompetentöne laut werden lassen sollte. Wenn sie auch Ziska nicht mit Steinen warfen, so riefen sie doch „Lumpen-Ziska“ hinter ihr her, was nicht weniger wehe tat und eigentlich das gleiche war.

Sie fanden brav und wacker zusammen, der Mockl und des Lumpenpeters Ziska. Manchmal schickten sie sogar beieinander, denn Ziska hatte keine Mutter, und niemand kümmerte sich um das kleine häßliche Ding, das das alte verwitterte Häuschen in Ordnung hielt, so weit keine Kinderkraft dazu ausreichte, sonst aber so himmelsteele allein und verlassen war wie ihres Vaters, des Lumpenpeters, Esel.

Der Lumpenpeter war ein selbstloser, finsterner Geselle. Da er sich immer aus seinen Lumpenvorräten ein Kleidete, war er doch schon äußerlich. Tagsüber, wenn er seinem Handel nachging, kam selten ein Wort von seinen Lippen. An seinem niederen Karren hängte ständig eine blecherne, verrostete Schelle, so daß er kein Kommen gar nicht erst ankündigen brauchte. Wollte einer mit ihm seilchen und mehr als fünf oder zehn Klappen für seinen Saal alten Karren herausfinden, so tat der Lumpenpeter einen bösen unverschämten Brummer und fuhr einfach weiter. Abends dagegen, wenn er betrunken war, und das war oft der Fall, redete er meistens im Selbstgespräch wirres, unflares Zeug zusammen, bis einer der Umstehenden sich einmischte und zu späteln begann, dann schwieb der Lumpenpeter wieder und trank um so mehr.

Jahre auf dem Klassenstuhle gelegen und war schon ganz angefaul, da es zu Partes Gewohnheiten gehörte, ihn nie zu benutzen.

Ueber der Klasse lag eine erwartungsvolle Spannung. Jeder einzelne der Schüler fühlte sich beengt durch die Gewisheit, für alle Zeit diese Räume verlassen zu müssen — Räume, die er zu lieben nie geglaubt hatte und die ihm doch in all den Jahren so etwas wie ein Zuhause geworden waren. Pauke hob den Zeigeftod.

„Jungens!“ sagte er leise. „Jungens — dieser Stod hat immer dort oben gelegen. Ich habe ihn nie benutzt, aber er wartete dennoch meines Tages. Er hatte, gewissermaßen, ein Amt und er erfüllte es schon dadurch, daß er seiner Stunde wartete. Heute ist sie gekommen — die Stunde des Abschieds. Was hätten wir uns wohl zu sagen? Es sind viele Jahre gewesen und wir haben uns kennengelernt wie Väter und Söhne, wie Brüder und Kameraden. Es gibt unter uns keine Ueberraschungen mehr. Das Leben fordert uns auf, uns zu erheben und fort zu geben. Es wird uns auseinander wirbeln. Und gelegentlich werden wir an unsere bis herige Gemeinschaft zurückdenken und aus ihrem Erleben die Kraft schöpfen, in eine neue und künftige Gemeinschaft einzutreten, um darin unsere Rechte und unsere Pflichten zu übernehmen.“

Und dabei möchte ich euch eines sagen: die Schule ist nicht zu Ende! Wer geklaut hat, an diesem Tage endlich frei zu werden und unbeschwert, ledig allen Druckes, aller Verpflichtung, aller Sorge, der wird bald erkennen, daß alles das erst beginnt. Es bleibt dabei, daß wir alle in die Schule gehen! Denn wenn ihr auch bei mir die Lernenden

gewesen seid, so war ich wieder an euch der Lernende und Empfangende, der an euren Freuden und Sorgen miterlebte, was sein eigenes Leben war! Und das Leben ist genau so — es schickt uns täglich seine Aufgaben. Wir sitzen mit schwerem Kopf danor und müssen sie lösen. Und alle Jahr, oder alle paar Monate erteilt es uns Zeugnisse. Ohne Zeugnisbuch. Ohne lange Auseinandersetzung — wir spüren es, wenn die Zeugnisse verteilt werden, wenn die unerbittliche Bewertung unserer Kraft, unserer Leistung, unseres Herzens und unseres Geistes kommt. Immer wieder — und so einmal der Schlusstrich unter das ganze Leben gesetzt wird, welches wir das unsere nennen, obgleich es uns nur als Pacht von der Ewigkeit anvertraut wurde, rechnet es sich ganz von selbst zusammen: auf einer Seite das Gute, auf der anderen das Schlechte und auf die Endsumme wird es ankommen! Das vergeht bei keinem Tun!

Da ist einer bei mir gewesen, er wußte nicht, was er werden soll. „Du“ — er wies mit dem Zeigeftod auf Männer — „wirst Kaufmann werden, du Techniker...“ der Zeigeftod ging zu Feuer, du gehst von hier in eine andere Schule und wirst dich wohl gar noch dem Studium zuwenden! Der eine taufte noch, der andere glaubte, seinen Lebensweg schon klar und eindeutig vor sich zu sehen, und einer glaubte wohl gar, seine Pflichten, Kenntnisse und Möglichteiten seien wertvoller als die des anderen.

Das schadet nicht — denn eines Tages wird jeder das Gesetz seines Handelns erkennen, erkennen müssen: es kommt nicht auf das an, was er der Menschheit gibt, es wird nur entschieden darüber, wie er es tut! Denn darin liegt die letzte Wertbestimmung, die letzte Möglichkeit eines kleinen Jabs für die Gemeinschaft, für das Volk — und sogar für die Menschheit. Wer in einem kleinen Bezirk ganz er selbst zu sein versteht, dem ist die Kraft der Erfüllung gegeben. Dabei kann er als Glaser Fenster heilmachen, als Seemann in alle Weltteile fahren, als Krämer Zuckerlängen und Mehl verkaufen!

„Und noch eins!“ Sein Zeigeftod wies aus dem Fenster auf die an der Schule vorbeilaufende Straße. „Kommt alle her — blickt hinaus! Dort unten, vor dem Tor der Schule beginnt es, das Leben! Sucht es nicht im Weiten! Sucht es, wo ihr steht, wo man euch hinstellt! Es ist in dieser Stube so gut wie dort auf der Straße und in der Wohnung eurer Eltern, und es wurzelt in der Heimat! Die Heimat kann man nicht verkaufen, nicht vergessen, nicht verstoßen — nur verlieren kann man sie. Und wer sie verloren hat, hat sich selbst verloren. Träumt, hofft, harret und arbeitet, feiert Feste und belohnt euch an stillen Tagen, aber werdet eines, dann braucht ihr sonst nichts mehr sein: werdet Männer!“

Still drückten die Jungen dem Lehrer die Hand, still drückte er die ihren. Der Zeigeftod, mit welchem er ihnen zum ersten und zum letzten Male etwas geklärt hatte, war gesenkt und berührte mit seiner Spitze den Boden wie der Degen eines Streiters... .

Da, das war der Lehrer Pauke, den keiner der Jungen vergessen hat, nicht der Dumme, nicht der Kluge — der Mensch, zu dem viele Leute in seinem kleinen Leben kamen, um ihn zu fragen, wie sie sich des Lebens erwehren könnten. So war er noch, als er die Schule verlassen und in Pension gehen mußte — ergraut, aber kein bißchen ermüdet durch die Jahrzehnte seines opfervollen Berufes.

„Nun kannst du jeden Tag einen schönen Spaziergang machen“, meinte seine Frau Amalie. Pauke lächelte nur und er ging auch jeden Morgen fort, als ist ers, aber nach Monaten erfuhr sie, daß er bei der Kommunion ein Amt übernommen hatte, um bis zum letzten seiner Tage nützlich und hilfreich zu sein. Er legte sich später zum Sterben als beginne nur eine Nacht, der ein neuer Tag folgen müsse und freischelte Amalias Hand.

„Jetzt ist die Vorsule für mich vorbei!“ sagte er leise. „Ich werde verlegt, Amalia — ich habe die Prüfung bestanden!“ Und er schloß die Augen mit einem tiefen Glid.

Um diese Zeit lag die kleine Ziska meistens schon bei Mockl im Stall. Es war da schon warm, und der Mockl war ein guter stiller Gesellschaftler. Nur eins störte die kleine Ziska: ihr Freund schief im Stehen, und wenn sie ihm nahe sein wollte, so mußte sie sich immer in das etwas enge Futtergefäß zwängen, damit sie seinen Kopf und seine Ohren fassen konnte.

Der Mockl war kein Paradeesel von einem Esel. Sein schwarzgrünes Fell wies allemalhalben große Schürstücken auf, auch war er zu mager, um noch einen stattlichen Eindruck machen zu können, aber er würde doch sicher noch lange mit der kleinen Ziska zusammengeblieben sein, wäre nicht eines Tages dieses Unglück passiert.

Der Lumpenpeter hatte einen schlechten Tag gehabt und seine Gelsfuhre gar nicht erst nach Hause gebracht, sondern gleich auf dem Heimweg zu trinken angefangen. Mockl stand vor dem Wirtshaus, eine Stunde, zwei Stunden; er stellte die Ohren und ließ sie wieder fallen, er legte seinen dürren Leib von einer Seite auf die andere — der Lumpenpeter kam nicht. Längst hatten die Burischen den Mockl gesehen, und als der Lumpenpeter drinnen in der Wirtshube gar nicht mit Trinken aufhörte, da machten sie sich an seinen Esel. Zuerst nahm ihn einmal einer am Halfter und führte ihn samt seinem Karren in eine andere Gasse. Dort schütteten sie die Lumpensacke aus und beghnen den Mockl mit allerlei bunten Fetzen und Tuchstücken, bis schließlich noch einer auf eine ganz schlimme Idee kam, bei deren erster gekläfterer Andeutung sich schon von allen Seiten ein vielstimmiges Hallo erhob: Sie würden den Mockl Stiefel anziehen!

Der Lumpenpeter trug nämlich ständig alte Soldatenstiefel, und solche Kanonenstiefel suchten sie nun in allen Winkeln auch für den Mockl zusammen. Da es nicht wehe tat, ließ der Mockl alles willig mit sich geschehen, und eine Viertelstunde später stand er da, lumbenbehängt, in vier alten Mohrstiefeln, anzusehen wie ein wichtiger Fastnachtsefel.

Diese ganze traurige Maskerade hätte jedoch ihren Zweck verfehlt gehabt, wäre es den Burischen nicht gelungen, nun auch den Lumpenpeter herbeizuführen. Es dauerte lange, bis sie ihn foweit hatten, aber schließlich bog er doch torfelnd und schimpfend um die Ecke und stand im nächsten Augenblick vor dem maskierten Mockl, der trüblich und hilflos unter seinen Lumpen hervorah. Sei es nun, daß dieser schon anhe, was ihm bevorstand oder daß er nur glaubte, es ginge nun endlich heimwärts, er machte wirklich einige Schritte in seinen un-

gefügen Mohrstiefeln und läte damit ein größtendes Gelächter aus.

Da schlug der betrunkene Lumpenpeter zu. Er trat und hieb nach allen Seiten. Am meisten aber bekam der Mockl ab, der zuerst noch eine Weile freit und still da stand und dann plötzlich zu rennen anfing. Er kam nicht weit. Die Stiefel waren sich ihm zwischen die Beine, und nach kurzem Trapp lag er zusammengeschrumpft vor seinem Wägelchen.

So fand ihn die kleine Ziska. Sie weinte nicht, aber was niemand hätte gelingen wollen, nämlich den alten Mockl noch einmal auf die Beine zu bringen, das brachte sie zuwege. Er erhob sich noch einmal für einen Augenblick auf die Vorderfüße, rutschte jedoch gleich wieder mit einem wehen Trompetenschrei zusammen, und noch bevor der Tierdoctor kam, mußte Ziska, wo es ihren Freund erwischt hatte, „Wein gebrochen, armer Mockl!“ sagte sie mit ihrer kleinen, ausgetrockneten Stimme und setzte sich zu ihm auf die Straße. Mockl lag unter den alten Fetzen und tat manchmal einen tiefen, schweren Seufzer. Jetzt, nachdem das Unglück geschehen war, standen die Burischen dumm und schweigend herum. Manchmal wollten sie anfassen, wie sie es von gestürzten Pferden her wußten, aber die kleine Ziska ließ es nicht zu. „Er kann doch nicht!“ klüßerte sie immer wieder heiser und ausgelächelt und strich über Mocks feuchten Hals. „Seht ihr denn nicht, daß er nicht kann?“

Der Lumpenpeter hatte alles im Stiche gelassen, als Ziska kam. Sie waren allein, der gekrüzte Mockl und seine kleine Schlafkameradin, allein, obgleich immer mehr Menschen um sie herumkamen. Es war eine letzte kumme Zwiesprache: „Kannst du wirklich nicht mehr, Mockl? ... gar nicht? ... Tut's weh, Mockl, sehr weh?“

Sie blieben beieinander, bis der Mockl starb. Erst wollten sie ihn erschließen, aber das Kind ließ nicht ab von seinem Kopf. „Er stirbt doch allein!“ Ichrie sie ein paar mal. „Seht ihr nicht, daß er stirbt! Ich kann doch den Mockl, ich weiß doch, was ihm fehlt!“

Und wirklich, der Mockl starb allein. Es war so wenig Kraft mehr in ihm, daß sein Sterben kein großer Kampf mehr war. Lange lag das Kind noch kumm an seinen Hals geklebt, dann bedeckte es seines Freundes Kopf mit einem alten Saal und stand auf. Es war inzwischen tiefe Nacht geworden. Ziska ging davon, ohne sich noch um das andere zu kümmern. Ihre kleine Behalt verließ sie im Dunkel. Man hat sie nie mehr im Dorf gesehen. Ihr Vater, der Lumpenpeter, kam später in eine Anstalt, aber auch bei dieser Gelegenheit hörte man nichts mehr von des Mocks kleiner Freundin.



ZUM HEUTIGEN „KDF“-ROKOKO-FEST

Mit Originalzeichnungen von Mathias Gess

Ueberm Königsfuß, dem Wächter Heidelbergs, steigt morgens die Sonne hoch und vollendet ihren Lauf...



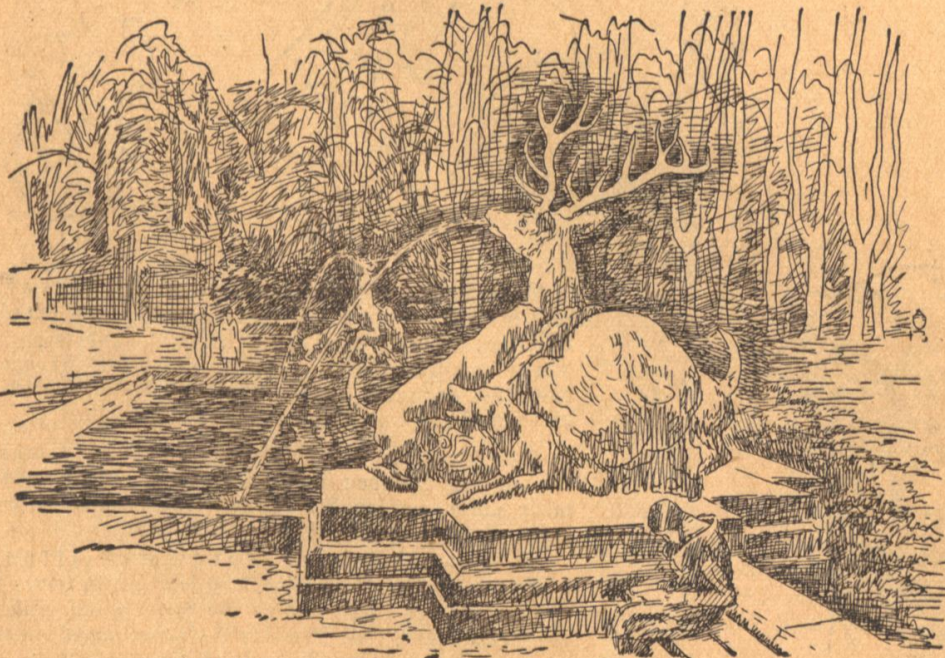
Wenn wir Schwefelgartens und seiner Anlagen gedenken, so ziemt es sich wohl, die Namen zu nennen, die untrennbar mit diesem Werk verbunden sind...

Durch den geräumigen Ehrenhof treten wir ein in den von Seitenflügeln flankierten Mittelbau des Schlosses...



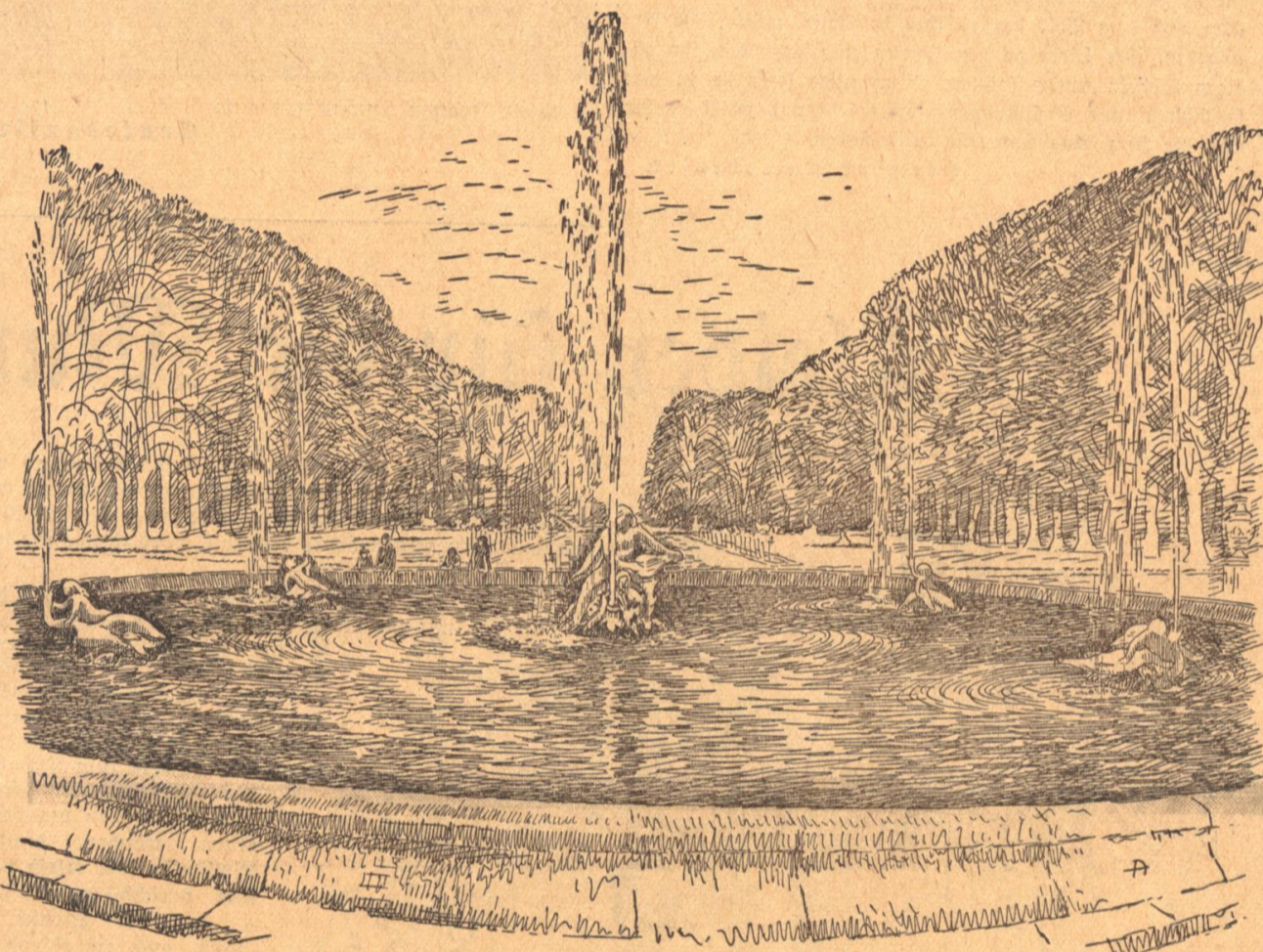
Tempel im Park

Sänger auf dem Delphin reitend über die Wellen: Haus hoch springt der Strahl aus dem Raden des Meeresungeheuers...



Die Hirschgruppe

segeln. Und nun wissen wir, wenn wir von dem göttlich heiteren Bild uns lösen, kaum wohin den Schritt lenken...

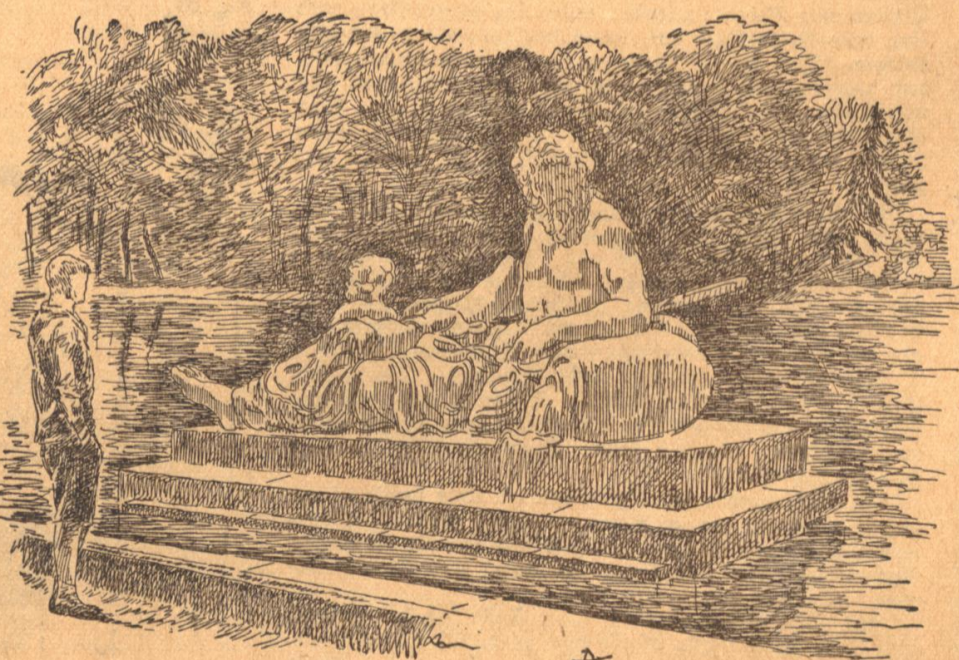


Die Arionfontäne

ihren Wassertrahl speien. Bewegend und warm hat Meister Verschaffelt hier die Kreatur im Kämpfen und Sterben dargestellt...

Wir dringen in das Dunkel der Laubgänge zu beiden Seiten der Mittelalleen ein. Und prallen fast zurück vor

dem lebenswarmen Ausdruck, den die Figurengruppe der Galathea ausstrahlt, die in wunderbar zarter Art schreiet...



Rhein-Gruppe im Schlosspark

Lob meiner Landschaft

Von Otto Heulhele

Täglich muß ich dir danken, du Landschaft meiner Seele! Es ist kein Tag denkbar, an dem nicht mein Auge auf dir ruhen würde...

Wenn sie blühend stehen im April oder Mai, sind sie ein großer weißer Schneehaufen. Mitunter leuchtet ein wenig Rot oder Rosa dazwischen auf...

Aber könnte ich das Lob meiner Landschaft würdig aussprechen, wenn ich nicht auch von der Ferne spräche, von den Aekern und ihrem Leben...

Rund um unser Städtchen liegen die Aeder. Ich habe sie alle auf unzähligen Gängen durchstreift, ich kenne alle Wege, die zwischen ihnen hinüföhren...

Jedesmal wenn ich beschwerten Gemütes und der Sorgen Last auf mir tragend zu den Aekern kam, dann schrie ich, hatte ich mit ihnen Zwiegespräche gehalten...

Täglich hebe ich mein Auge auf zu euch, ihr Berge meiner Landschaft, zu euch, ihr Wälder, in deren Grund ich immer wieder dem Reinsten in mir selbst...

Vom einfachsten Tun der Bauern, vom schlichten Umwerfen der Ackerhollen durch die Pflugschar bis zum Gedanken des Dichters, der aus deiner Erde geboren wurde...

Eine badische Dichterin:

Hermine Billinger

Nicht weit von der letzten Ruhestätte Hans Thomas und seiner Schwester Agathe, an einer idyllischen Mauer des Karlsruher Friedhofes, steht der Name Hermine Billinger auf einem großen Granitblock unter einer Marmortafel. Esau und wilde Rebe hängen über den mütterlichen Gruentopf, den der Bildhauer und Kunstmalers Titentischer in Grözingen in diese Marmortafel meißelte. Manchmal spielt der Wind mit den Schößlingen der wilden Rebe, da scheint das Gesicht der herzhaften Frau, die hier ruht, lebendig zu werden, man veripirt sein und verhalten die Liebe und den echten Humor aus den Zügen.



ten aber etwas großsprecherischen Mann allzu sehr an Trunt und Kauferei gewöhnt hatten, wie die Alte aus dem Armeutechhaus jeden Sonntag ihre Phantastie anstrengt, um für die reiche Bäuerin Unterhaltungstoff zu haben, weil sie doch dafür ein gutes Essen bekommt, wie die Alte dadurch „die Dichterin ums tägliche Brot“ wird, all das ist, — um nur wenig herauszugreifen, — so köstlich, daß es unsere Frauen immer und immer wieder lesen sollten. Auch die Schilderung der Marketerin aus Bühl, die im Siebenziger Krieg ihren etwas dämlichen Liebhaber aus dem Angeltregen rettet und dabei verwundet wird, während er nur eine Ohnmacht bekam, ist nicht unzeitgemäß, weder an Humor noch an Echtheit; denn handfeste Frauen sind so unsterblich wie handfeste Männer. Die kleine Humoreske vom „Estimo“, der ein „Schwab“ war und auf der Karlsruher Messe auf dem Schloßplatz lebendige Fische fraß, nur damit einmal sein Bub ein ehrliches Handwerk lernen könne, enthält in dem bescheidenen Rahmen, in den sie die Erzählerin gestellt hat, so tiefe Lebensweisheit, daß man sie ruhig ein Kabinettstück heißen kann. Und eben darum, weil die Werke Hermine Billingers so lebensstreu sind, ist sie unvergessen, und eben darum soll sie nie vergessen werden vom Volk und von den Frauen des Volkes. Man muß immer wieder die ober jene kleine Geschichte von ihr vorlesen und in die Lesebereiche des Volkes und der Jugend rücken. Daß Hermine Billinger zu Lebzeiten geehrt war, daß sie die Freundin Hans Thomas und seiner Schwester Agathe und die von Marie von Ebner-Eschenbachs war, und daß sie mit dieser Schriftstellerin einen Briefwechsel hatte, daß sie die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft bekam, alles das ist wertvoll und nötig für sie zu Lebzeiten gewesen und wichtig für Literaten. Uns aber und dem Volk hat es ihre herzhaften, mütterliche Art angetan, ihre Liebe zu den Armen und Vermitten, ihr gutes Lächeln unter Tränen. Dies alles legte sie in ihre Geschichten und Erzählungen. Dort lebt und wirkt es für alle, die Herz, Aug' und Ohr dafür haben.
Hermine Maierheuser.

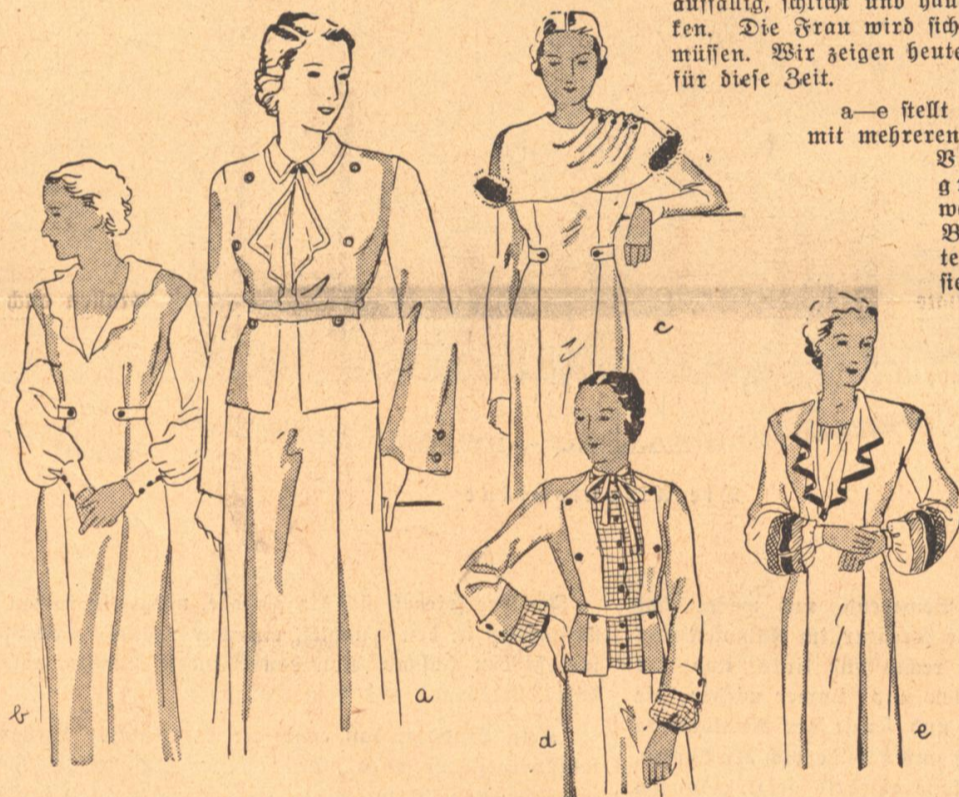


Deutsche Frauen beim Erntedankfest: Erntedankfest im Spreewald

„Führer“-Archiv.

Kleider für die Mutterschaft

Hermine Billinger, die 1849 im badischen Oberland geboren wurde und später in Karlsruhe lebte, ging zur Zeit des Weltkrieges von uns. Achtzehn Jahre schon schimmert sie draußen, sie, die nicht mehr die Kraft der Geldentwertung und unserer Niedergang, aber auch nicht die Zeit der Erhebung erleben durfte. Vieles ist seitdem anders geworden. Die idyllische Welt, wie sie Hermine Billinger nicht ohne echte, tiefe Tragik, aber doch behaglich schilderte, ist dahin. Das Wort „Tantele“, das ihr so geläufig war, wird weniger verwendet, die Mundarten werden schärfer umrissen dargestellt im Schrifttum. Hermine Billinger lieb ihren innerlich so echten Männern ein wenig die leichter verständliche Karlsruher Mundart. Sie tat dies aus Güte, damit jeder ohne große Schwierigkeit mitlesen konnte. So ist manches Meisterwerk ihrer zahlreichen Werke da und dort versehen mit liebreichem Jierat, den wir heute entbehren müssen. Aber unverändert und unergänglich ist eines geblieben: Die Kraft ihres Talents, das weit über den Durchschnitt ragte und die kraftvolle Güte ihrer Seele. Ueberall in allen Romanen und Erzählungen und auch in ihrem Bauern-drama, das am Hoftheater aufgeführt wurde, wirkt diese mütterliche Güte und eine herzhaften Frauenart, die allen bitteren Tränen des Lebens das Lächeln der Ueberwindung und die Verkärung des Humors entgegensetzt. Lesen wir doch: „Die Rebbächle“, oder „Vinschen Bimber“ oder: „Der Herr Stadtrat“, oder die zahlreichen kleinen gesammelten Erzählungen aus dem Badener Land. Dichtersche Perlen sind da aufgereiht in diesen Kleingeschichten und eine tiefe und gründliche Menschenkenntnis. Wie die Höhenbäuerin in der Erzählung: „Entweder — oder“ recht bekommt vor dem Gericht gegen die Windbeutel des Dorfes, die ihren gu-



Das Kleid der werdenden Mutter soll besonders unauffällig, schlicht und hauptsächlich selbstverständlich wirken. Die Frau wird sich ruhig und sicher darin fühlen müssen. Wir zeigen heute erprobte, vorbildliche Modelle für diese Zeit.

Abb. a stellt nur ein einziges Kleid dar, mit mehreren Ergänzungsteilen zum Verwandeln. Die Kleidungsform ist ein mäßig weites, gerade geschnittenes Bluse mit hoch, dessen Schulterteile etwas verbreitert sind — sie wirken günstig zum Aussehen der Ärmelweite. Als Material wähle man am besten einen weichen, dunklen Wollstoff. Das Kleid kann sehr verschieden aussehen — auf der Straße, zu Hause, auch am Abend bei Vortrag oder Konzert ist es hilfsvoll durch seine Verwandlungsmöglichkeit. Am Mutterschafts-Kleid sollen immer mehr die Merkmale und die Ausstattungsmerkmale betont sein, und die übrige Gestalt unbetont bleiben.

Der Schlüssel des Tragens ist originell, weil die Knopflöcher weiter voneinander sitzen als die Knöpfe, so daß je eine weiche Falte entsteht beim Schließen. Ueber dem Arm ist etwas Pelzbesatz am Schultertragen, er gibt dem sonst strengen Anzug Schmelz und Weichheit. — Die Kleiderärmel sind an einem Futterelbündel.

Abb. d. Hier ist die Jacke seitlich zurück geknüpft. Die Unterbluse aus feinfarbig kariertem Seide hat Schößlänge und vorn weite Ärmel. Hals- und Ärmelbündchen werden zur Schleiße gebunden. Die Jackenärmel sind hochgeknöpft.

Abb. e. Diese Bluse fällt um den Ausschnitt in reichen Falten — sie kann aus Seide oder Georgette sein. Die Ärmel sind am Unterarm aus feinfarbig abgestrichelten Blenden mit Schmuckfäden zusammengefügt. Farben beispielsweise Kleid dunkelblau, Bluse matt taubenblau Georgette, Blenden kobaltblau, zitron, matt rot.

Abb. f. Diesem Mutterkleid liegt als Schnittform der ärmel- und fragenlose schlichte Mittelzugrunde. Er ist seitlich ganz offen wie ein Mantel, und äußerst bequem beim An- und Ausziehen. Ärmel aus Kleidstoff sind an einer Futterelbündel. Ein großes Bruststück, aus elfenbeinweißer Kreppseide, das vorn weich geschlungen ist, wirkt frisch und luftig.

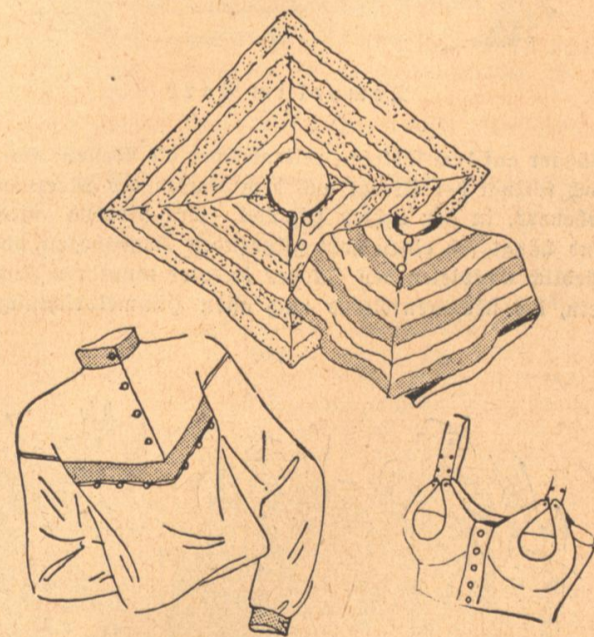
Abb. g zeigt das Mittelkleid vorn geöffnet — dazu eine Unterbluse aus Seide.

Abb. h. Zum gleichen Kleid ein kurzes, gerades, loses Jäckchen. Es ergänzt den zweckvollen Anzug für die Straße. Das Kleid kann ohne schmalen Gürtel, oder mit getragen werden. Die Erweiterungsmöglichkeit ist sehr bequem — es brauchen nur die Knöpfe verjert werden.

Jacke innen eingeknüpft. Das Kleid hat vorn zwei gebügelte Falten, in der ersten Zeit tiefer, später zum bequemeren Erweitern günstig. Sie werden dann einfach schmaler, oder ganz weg gebügelt, so daß die nötige Weite entsteht. Die Jackenärmel können vorn hochgeknöpft werden. — Zum Ausgeben und für die Straße wird das Kleid mit Jacke bis in die letzte Zeit gut aussehen.

Abb. b zeigt den Rock mit heller Seiden- oder Georgette-Unterbluse. Enge, etwas hohe Manschetten, bauschige Ärmel. Die runde Halsfalbe legt sich weich über den spitzen Kleidausschnitt.

Abb. c. Schlanke Ärmel aus dem dunklen Kleidstoff, ein runder Schultertragen ebenfalls daraus. Der



Beim Stillen während der Liegezeit ist sehr praktisch und wärmer ein Schultertuch aus weicher Wolle, gehäkelt oder gestrickt, mit rundem Halsausschnitt und Knopfschloß. Seitlich unter den Armen wird das Tuch nochmals durch Knopf und Deie gehalten. Es hält Schultern und Brust immer schön warm.

Das Nachthemd für die Stillzeit kann seitlich an den Blenden geöffnet werden. Wenn dies nicht mehr nötig, werden die kleinen Knöpfe und Deien entfernt, und die Verchlüßlinien zugenäht.

Es ist noch der bekannte „Talgia“-Stillbüstenhalter gezeigt. Dies Modell ist sehr gut in seiner Passform und der Art, wie es die Brust trägt, und bildet gerade in dieser Zeit erhöhte Anforderungen die so notwendige Stütze. Die Bedeutung eines wirklich guten Brusthalters sollte von keiner Frau, die auf ihren Körper Wert legt, unterschätzt werden.
Hedwig Frick.

Das Modebild des Herbstes

Das große Kästelkratzen, das vor jedem neuen Mode-Halbjahr einzieht, hat bereits wieder begonnen. Vor Neuanfangungen muß man ja auch unbedingt wissen, ob die Röcke länger oder kürzer, weiter oder enger getragen, welche Farben, welche Musterungen, welche Zusammenstellungen besonders bevorzugt werden. Heute kann man das Modebild des Herbstes bereits einigermaßen übersehen.

Komplett der verschiedensten Art sind für den Herbst wie geschaffen. Die hübschen, mollen Herbstkleider, vorwiegend aus Wollstoffen, bekommen eine Ergänzung durch Jade, halblangen Mantel oder Cape. Man trägt zum Beispiel zu beigefarbigem Rock oder Kleid eine halblange dunkel- oder kastanienbraune Jade. Praktisch ist es, vom Jackenstoff auch einen Rock zu besitzen, — man hat auf diese Weise zwei gute Kleidungsstücke für die Straße. Zu den herbstlichen Wollkleidern trägt man auch gern kurze Sachen in leicht gemusterten Stoffen, also entweder kariert oder gestreift. Solche Zusammenstellungen sind besonders für die jungen Mädchen sehr passend. Etwas ältere Damen werden sich lieber an die einfarbigen Stoffe halten, — sie haben darin eine sehr große Auswahl, auch in den Farbschattierungen. Neuzug wirken halblange, ziemlich weite Mäntel, wenn sie große Taschen und Kragen aus Fell haben. Auch Samtbesatz wird für karierte, sportliche, halblange Mäntel gern verwendet.

Die Hauptfarbe dieses Herbstes wird Braun sein, Braun in allen Tönungen. Natürlich müssen sich Hut, Handschuhe, Strümpfe und Schuhe anpassen. Sehr beliebt ist Grün als belebende Zutat, in der Art, daß man das braune Kleid mit etwas grünem Ausputz verziert, also etwa einem grünen Gürtel und grünen Knöpfen oder zum braunen Rock einen der beliebten Wolljumper trägt. Freundinnen der blauen Farbe können natürlich unbesorgt ihrer Lieblingsfarbe treu bleiben: dunkelblau sieht immer elegant aus und wird niemals unmodern. Das gleiche gilt von Schwarz.

Für den Abend braucht die Frau aller Altersstufen außer dem Abendkleid den langen schwarzen Rock, zu dem sie für die verschiedenen Gelegenheiten verschiedene Mäntel anlegen kann. Für die jungen Mädchen gibt es entzückend duftige Mäntel aus Georgette oder heller Seide, die reich mit Plissee oder Volants garniert sind. Die reifere Frau wird eine helle Brokatbluse mit unten weitbauschartigen Ärmeln anlegen. Auch die im Vorjahre so modernen Rokats werden noch in diesem Jahre getragen, nur wenig von den vorjährigen unterschieden, so daß man also ein älteres Stück ohne Bedenken aufragen kann. Taft- und Spitzenstoffblusen kommen dem Verlangen nach Abwechslung zur Genüge entgegen.

Die festen Mützen und Kappen, die unnerwüßlichen, behaupten sich. Junge Gesichter auf aierlichen, schlanten Gestalten, sehen sehr reizend damit aus. Die älteren, nicht ganz so schlanten Damen, tun Hüger, einen Hut mit Rand zu tragen. Es gibt sehr bequeme, aufstehende Formen, und alles in allem sieht die Frau mit Hut wirklich „angezogen“ aus, als mit Kappe, die unbedingt etwas Sportliches heißt.

Schleiere wollen sich nicht recht einführen. Die meisten Frauen finden ihn zu unpraktisch. Sicher ist auch, daß man sehr taubellos angezogen sein muß, wenn man sich die Zutat eines Schleiers erlauben kann. Dann allerdings kann er sehr gut aussehen.

Die Röcke werden im allgemeinen ein klein wenig länger getragen werden als im Sommer, reichen aber bei weitem noch nicht bis zum Knöchel. Das gilt aber nur für die Straße. Nachmittagskleider sind bedeutend länger und Abendkleider ohne Ausnahme vollkommen lang.

Das wichtigste ist aber auf jeden Fall: daß das Gesamtbild einer Frau richtig abgestimmt wird, daß also alle Zutaten der Kleidung zusammen passen. Es heißt demnach, mit Ueberlegung einzukaufen, damit nichts Unharmonisches sich einschleicht!

Orient im FIEBER

Ein Reisebericht von Hermann Jung

Copyright by Ludwig Wolfbrandt, Berlin

Der Panislamismus

Wir kamen auf die jungarabische Bewegung, auf den Panislamismus zu sprechen, und der Musti betonte dabei: „Die jungarabische Bewegung wird immer noch nicht ganz ernst genommen, auch bei den Juden nicht. Sie sollten nicht vergessen, daß die Jugend in manchen Ländern — er wies dabei besonders auf Deutschland und Italien hin — die Formung des Staates in die Hand genommen hat. Vielleicht hat auch bei uns der Tag, daß die Jugend von ihrem Recht Gebrauch macht, die arabische Jugend. Dann werden die Juden aber nicht so glimpflich da-

berung noch nicht zu übersehen waren. Sie haben wohl von den grotesken Grundstückspreisen gehört, die heute hier und da in Palästina im Küstengebiet von den jüdischen Grundstücksmafeln gefordert werden. Diese Forderungen werden wohl meinen Landsleuten die Augen geöffnet haben. Aber auch den Juden selbst werden die Augen geöffnet, und die Kämpfe zwischen den einzelnen Parteien der Juden, die nicht immer nur mit dem Wort ausgefochten wurden, haben gelehrt, daß die Einigkeit auch dort durchaus nicht so groß ist, wie es in den jüdischen Zeitungen immer heißt. Ich könnte ihnen traurige Fälle erzählen, wo die Juden sich gegenseitig bis aufs Messer bekämpften. Wohlgerichtet, Juden, die sich drüben in Europa glänzend verhalten haben, weil es dort darum ging, fremde Völker zu betrügen. Die Gemeinsamkeit der Wünsche und Geschäfte fettete sie dort aneinander. Hier sind sie unter sich. Wenn wir es verstehen, wie die Juden es verstehen, den Haber unter den Arabern für ihre Zwecke zu nutzen, es wäre bald kein Jude mehr im Lande.

Wir sprachen weiter über Ibn Saud und der Musti sagte mit Anerkennung und Bewunderung: „Die Erfolge dieses Mannes waren für uns ein besonderer Ansporn, die Hinte nicht ins Korn zu werfen, wenn es auch den Anschein hatte, als ob wir hier gegen einen doppelten Feind zu kämpfen hätten, gegen Engländer und Juden zugleich. Aber wir haben aus den Kämpfen Ibn Sauds vor allem auch gelernt, daß man eine völkische Erneuerung nur mit den edelsten Teilen eines Volkes versuchen kann. Ibn Saud hat das rechtzeitig erkannt und deshalb mußte sein Kampf siegreich ausfallen. Vielleicht ist sein Sieg ein Wetterleuchten am orientalischen Horizont.“

Damit endete unsere ausschweifliche Unterhaltung, und ehe ich den Musti verließ, zeigte er mir auf der Karte noch die beabsichtigte Kantonalisierung Palästinas. Demnach soll die von Tel Aviv aus gen Norden über Dajsa (als Freihafen gedacht), Beisan, parallel der Hebrons-Bahn über Tiberias bis zu den berühmten Eulekumpfen führen. Dem Vater dieses Planes schwebt wahrscheinlich vor, die jeweilige Nationalsprache in dem betreffenden Kanton einzuführen. Den Juden wäre — wenn dieser Plan verwirklicht würde — in der Tat ein lang ersehnter Plan in Erfüllung gegangen, die Gründung eines eigentlichen Judentums, der ja heute trotz allem praktisch noch nicht besteht.

Wir hörten jedoch, daß sowohl jüdische wie arabische Kreise die Einteilung Palästinas in Kantone abgelehnt hätten. Zu den Ablehnenden gehören auch die viel genannten Revisionisten, die radikalsten der Radikalen, die in dem Wahn leben, daß Palästina links und rechts vom Jordan, also auch noch Transjordanien, den Juden gehören müsse. Sie gehen also in ihren Forderungen weit über die der Zionisten hinaus, die sich vielleicht die Hände reiben würden, wenn der Plan der Kantonalisierung verwirklicht würde.

Die Revisionisten raffen dabei sogar mit dem Säbel (haben Sie das schon einmal von einem Juden gehört?). Sie wollen das Land links und rechts des Jordans mit Gewalt erobern, wollen Engländer und Araber aus dem Felde schlagen, wollen Krieg! Aber mag ihnen diesen Floß ins Ohr gesteckt haben?

Juden lernen arbeiten

Ein Kreuz sind Einwanderer, die sich nicht an die neuen Verhältnisse gewöhnen können, die keine Anpassungsfähigkeit haben und von den alten an die Wand gedrückt werden, wenn sie sich nicht in acht nehmen. Früher haben Juden in Deutschland versucht, die eigentlichen Bewohner des Landes an die Wand zu drücken. Ist es ein Wunder, daß sie es jetzt an eigenen Leibe spüren, wie Rücksichtslosigkeit auf den lieben Nächsten wirkt?

Da kamen sie von Ost und West gezogen, aus Polen und Rumänien, aus Bulgarien und Frankreich, aus Deutschland und Spanien, hinst zusammengepackt, wie nur ein Wolf sein kann, und glaubten, das würde sich so von heute auf morgen glänzend mit-

einander vertragen. Sie wußten es noch nicht, daß zwischen dem Naturell des Ost- und Westjuden ein gewisser Unterschied besteht. Daß der Ostjude anpassungsfähiger war als der aus dem Westen, der alle möglichen Spuren der Verweichlichung und des Wohllebens an sich hatte.

Mit jüdischen Doktoren, Rechtsanwälten und Architekten kann man heute in Palästina die Straße pflastern. Sie fallen gewissermaßen übereinander, und die breite Masse gibt ihnen keinen Pfifferling für ihre Studien und ihre Titel. Wenn sie nicht verbunden wollen, dann müssen sie sich schon die Manschetten hochtrempeln und in die Hände spucken, müssen sogar Handlangerdienste verrichten, wenn es auch schwer fällt. Das Leben ist unbarmherzig und Palästina nicht Mitteleuropa. Zum ersten Male in ihrem

Leben haben sie sich hier die Juden verrechnet. Osten und Westen prallen hier aufeinander und vertragen sich durchaus nicht immer von heute auf morgen.

nen Glaubensgemeinschaften sich nicht darüber einig geworden wären, wer die Kosten der Restaurierung tragen sollte. Ueberhaupt — was ist aus den Pilgerfahrten nach Jerusalem und den übrigen heiligen Stätten in Palästina geworden? Ein Geschäft, in das sich Mohammedaner, Juden und Christen teilen. Die Andenken- und Reliquienfabrikation hat heute in Palästina Formen angenommen, die der christlichen Lehre unwürdig sind. In einem Lande, wo drei Religionen so stark aufeinanderstoßen, hätte man allen Grund gehabt, darüber zu wachen, daß die christliche Lehre hier in Reinkultur erhalten geblieben wäre. Man sollte es nicht nötig haben, in die Geburtskirche in Bethlehem einen Schutzmann zu postieren, der mit Revolver und Gummiknüppel tätlichen Auseinandersetzungen vorbeugt. Aber die Engländer sind nüchtern und überlegen in dieser Beziehung, denn sie haben ja ihre jahrzehntelangen Erfahrungen auf diesem Gebiet, und so sehen sie sowohl vor die jüdische Klagenauer einen Schutzmann wie in die Geburtskirche. Welche der sieben Glaubensgemeinschaften nun die Hauptschuld an den Erzeissen trägt, wird sich wohl nie mit Bestimmtheit feststellen lassen. Jedenfalls verlieren Jerusalem und Palästina viel von ihrem Nimbus, wenn der Pilger- und Fremdenverkehr nicht auf eine andere Basis gebracht wird.

Jerusalem im Umbau

Wie so häufig im Orient, prallen auch in Jerusalem die Gegensätze zwischen alt und neu hart aufeinander. In der Vorstadt riesige amerikanische und jüdische Prunkbauten, Hotels mit allem Komfort, Missionshäuser mit märchenhaften Gärten und Anlagen, Türme und Hochhäuser amerikanischer Stils, Verkehrsschutleute auf asphaltierten Straßen, und in der Altstadt erbärmliche Wohnhöhlen, verschlammte Gassen, in die nie ein Strahl der Sonne bringt, Maultiertreiber und Gestalten aus Tausendjähriger Nacht, verschleierte

Frauen, Bettler, Bettlerinnen mit ausfälligen Händen, verwahrloste Hunde, zerlumpte Kinder, Schutt und Unrat in allen Ecken. Das ist Jerusalem, nicht weniger als 37 mal gebrandschagt, zerstört und wieder aufgebaut.

Die Wasserfrage war immer ein Problem für den Orient. Die orientalischen Wasserträger, die in mehr oder weniger appetitlicher Aufmachung durch die Straßen ziehen, werden aber — über kurz oder lang — auch der Vergangenheit angehören. Nicht in allen Städten, aber — um eine herauszugreifen — in Jerusalem ganz bestimmt, denn die Engländer haben eine Wasserleitung im Bau, die von Jaffa nach Jerusalem führt.

Die Küste war immer wasserreich. Das wissen auch die Kolonisten, während die Bergbewohner oft große Strecken zurücklegen müssen, um Trinkwasserquellen zu erschließen. Deshalb ist auch das Siebeln in den gebirgigen Gegenden bei aller Dualität des Bodens so überaus schwierig.

Die neue Wasserleitung von Jaffa nach Jerusalem wird abermals ein Stück Romantik (Romantik ohne Hygiene) verschwinden lassen — die Wasserträger, die Frauen mit den charakteristischen Krügen am Brunnen, die so oft gemalt und photographiert wurden. Aber man wird aus einer Not heraus sein, die sich

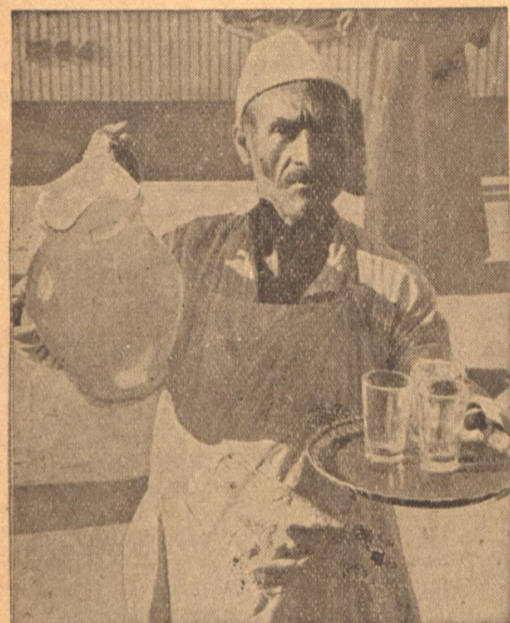
oft sehr empfindlich bemerkbar machte. Die Häuser Jerusalems haben jetzt, wie in vielen andern Städten, Regenwasser-Zisternen und außerdem noch Sammelbecken, die aus den Salomonischen Zeiten gespeist wurden. Aber das war nicht ausreichend. Erst die neue Wasserleitung wird alle Not beheben.

Orient ohne Romantik

Sehr viele Fremde fahren natürlich auch heute noch in den Orient, weil sie glauben, dort das Märchen aus Tausendundeiner Nacht zu sehen. Und wie bitter werden sie enttäuscht! Denn was die Fremdenführer von zweifelhaftem Ruf um Mitternacht in Kairo, in Port Said, in Damaskus und Beirut, in Alexandria und Bagdad zeigen wollen, das ist der ühliche Sumpf der Hafen- und Großstädte, und der Fremde, der auf diese Anpreisungen hereinfällt, ist immer der Dumme, sofern er nicht, von der finanziellen Schädigung abgesehen, viel schwere körperliche mit heimbringt.

Es mag auf sorglose und unbefangene Gemüter immerhin noch romantisch wirken, wenn er sieht, wie sich in orientalischen Städten das „Vollleben“ vielfach „materieil“ erhalten hat. Darunter ist dann häufig bitteres Elend, Schmutz und Armut zu verstehen, Unhygiene und Bruchstücke aller möglichen Krankheiten, was wir ja bereits schon anführen. Das wird dir aber erst klar, wenn du aus den modernen hygienischen Vierteln herauskommst und dann die alten Viertel besuchst. Auf der Aufnahmepostkarte und Photographie sieht das alles ganz anders aus als in der rauhen Wirklichkeit. Die Photographie vermag weder die Gerüche noch die Unhygiene in einem Maße festzuhalten und unferen Sinnen zu vermitteln, daß sie den wahren Charakter dieser Pseudoromantik erfassen.

Aber die Fremden wollen Romantik um jeden Preis. Auch dort, wo beim besten Willen keine aufzutreiben ist. Doch wozu haben die großen Reisebüros ihre Manager? Die sorgen schon für Romantik. Da wollen die Fremden etwa in Kairo auch einmal eine Nacht in der Wüste verbringen. Nach Afrika reisen und nicht in der Wüste gewesen zu sein, gilt ihnen als schmachvolle Verflämnis. Eine Nacht in der Wüste ist genau so wichtig wie ein Kamelritt. Also werden ein paar Eingeborene geholt, Kubier und Araber, beladen ein Auto mit Zelten, Proviant, Teemaschine und Decken, Matten und allem Komfort und fahren die wüstenungehörigen Fremden ein Stück in die Sahara hinaus, was durchaus im Bereich der alltäglichen Möglichkeiten liegt. Man läßt sich im Zelt häuslich nieder, benudert die stille Tropennacht, den aufgehenden Mond, der durch das Blattwerk der Palme blinzelt und gespensterhafte Konturen in den Wüstenland zeichnet, ist und trinkt gut und legt sich endlich behaglich nieder. Soweit wäre also alles in Ordnung. (Fortsetzung folgt.)



Kegelspieler, Wasserverkäufer

nonkommen wie bisher. Sie haben doch in Syrien schon das beste Beispiel, wo alleingeseffene jüdische Händler nach Brastien ansiedeln und sich dort eine neue Heimat suchen, weil sie hier ihre Felle weschwimmen sehen. Glauben Sie, was die Araber in Syrien fertig bringen, das wäre für uns unmöglich? Aber lassen Sie uns Zeit. Das geht nicht von heute auf morgen. Dazu sind die Splitter auch in unserem Volke zu zahlreich. Vorerst kommt es nur darauf an, den Einfluß der Juden nach Möglichkeit einzudämmen. Daß uns das noch gelingt, haben die letzten Wahlen gezeigt. (Er meinte die Wahlen in Jerusalem.)

Zum Schluß fragte ich noch: „Ist es richtig, daß arabische Grundbesitzer ihren Grund und Boden an Juden verkaufen und gleichzeitig in der Presse und bei öffentlichen Kundgebungen gegen diese Verkäufe protestieren?“

Der Musti nicht traurig. „Ja, feufate er, das ist nicht zu leugnen, daß diese Fälle häufig vorgekommen sind. Besonders am Anfang, als die Auswirkungen der jüdischen Einwande-



Bettler im Hofen von Jaffa

Leben haben sie sich hier die Juden verrechnet. Osten und Westen prallen hier aufeinander und vertragen sich durchaus nicht immer von heute auf morgen.

Die Grabeskirche

Was ist aus Jerusalem, der hochgebauten Stadt geworden, dem Heiligtum der Christenheit, dem in den Kreuzjahren Hunderttausende von Menschenleben geopfert wurden? Ein einziges Pulverfaß — wir sagten es schon. Aber nicht nur die Araber sind hier die Widerlächer der Juden, sondern — ob Abergewiß der Weltgeschichte — die Christen Gegner der Christen. Es klingt so unglücklich und ist doch bittere Wahrheit. Die Grabeskirche ist der beste Zeuge dafür. Bekanntlich teilen sich Griechen, Lateiner, Armenier, Ägypten, Abessinier und Syrier in diese Kirche, und jede Glaubensgemeinschaft hat ihre besondere Betstätte, nur die Stätte des heiligen Grabes ist allen Christen zugänglich, aber die Zeit, zu der hier gebetet werden darf, wurde für jede Glaubensgemeinschaft genau festgelegt, und es ist mehr als einmal um diese Stätte zu ersten Zwischenfällen gekommen — Christen, die nicht nach Christi Gebot handeln ...

Und draußen am Eingang der Grabeskirche stehen mohammedanische Türhüter, die dafür sorgen müssen, daß es unter den Christen nicht zu Zwischenfällen kommt. Also Mohammedaner wachen über die Sicherheit der Christen — von englischer Seite gewiß ein kluger Schachzug, aber tief beschämend für jeden Christen, der soviel Zwietracht gegenübersteht.

Die Grabeskirche an sich hat im Laufe der Jahrhunderte viel Ungemach erlebt. Zerstörungen durch die Türken und Choresmieren folgten Brände und Erdbeben, und auch heute noch ist der Bau ständig in Gefahr. Ein eiserne Gerüst, das die englische Regierung nach den letzten Erschütterungen durch Erdbeben errichten ließ, gibt Zeugnis davon, und wie die Engländer behaupten, hätte die Regierung eingreifen müssen, weil die verschiede-



Via dolorosa in Jerusalem



Der Bau der Wasserleitung von Jaffa nach Jerusalem

